Wildmeisters Röschen.

Eine Novelle

von

C. Pfaff.

Augsburg, 1852.
Verlag der B. Schmid'schen Buchhandlung.
(F. C. Kremer.)

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei in Augsburg.

Vorwort.

Als wir unseren belletristischen Erstling: „des Iren Tochter“ in die Welt sendeten, sagten wir am Schlusse der Vorrede, daß dem Büchlein, wenn es eine günstige Aufnahme finde, bald ein anderes folgen solle. Ueber unser Erwarten ist jenem Büchlein eine günstige Aufnahme zu Theil geworden, und hier folgt das andere, welches wir damals dem Publikum versprochen haben.

Ist ein bescheidenes Kind, dieses „Wildmeisters Röschen“, ein Stillleben, in das nur manchmal die Ereignisse der Weltbühne hereinschlagen, dann aber auch mit vollem Lärme. Auf deutschem Boden bewegt sich das stille Leben, und deutsche Art und Weise, vaterländische Sitten und Gewohnheiten sind es, die hier wiedergegeben werden.

Ob wir es verstanden haben, sie treu und naturgemäß wiederzugeben, mag der Leser entscheiden, unsere Absicht war es wenigstens. Das deutsche Volksleben bietet so reichen Stoff zur Behandlung

bar, daß man an ihm nicht vorübergehen und nach dem Fremdländischen greifen soll, wenn es nicht gerade nothwendig ist. Waldlandschaft und Jägerleben, bürgerliche Häuslichkeit und soldatisches Treiben bergen manchen Edelstein, der ungeschliffen uns oft noch besser gefällt, als wenn er unter den Händen des Steinschleifers gewesen ist. — Von dem Boden der Heimath sind wir bei dieser Erzählung ausgegangen, dort haben wir die Hauptpersonen der Handlung gesucht, mit denen wir dann nach dem Süden gezogen sind, gleichsam dem Herzenszuge folgend. Wer möchte den milden Himmel des Südens nicht der Nebelluft und den Sandflächen des Nordens vorziehen, obgleich wir keineswegs verkennen wollen, daß selbst unter einem kälteren Himmel und auf Heidestrecken manch' Heideröslein blüht, von denen wir später vielleicht einen Strauß bringen werden.

Möchte „Wildmeisters Röschen" auf ihrem Gange durch das liebe deutsche Vaterland recht viele Freunde sich erwerben und ihre Tugend nicht nur Achtung, sondern auch Nachahmung finden: das ist unser frommer Wunsch.

Fulda, im August 1851.

Der Verfasser.

I.

An der nördlichen Grenze Bayerns zieht in langen Bergrücken das Rhöngebirge hin. Auf einem seiner Ausläufer im kurhessischen Gebiete steht das ehemalige Jagdschloß Bieberstein. Blank und frei schaut es von seinem Basaltkegel in die Waldlandschaft nieder, die jetzt still und traurig, aber immer noch schön, daliegt, während in vergangener Zeit oft das lustigste, regste Treiben darin herrschte. Der Thiergarten heißt der Forst, welcher sich von Bieberstein eine gute Strecke gegen Fulda hin ausdehnt. Einst barg er zahlreiches Wild aller Art in dem Dickicht seiner Buchen, zwischen denen sich nur selten eine düstere Föhre zeigte. In dieser lieblichen Waldeinsamkeit lag ein einfaches Landhaus, so ein Anhängsel zu dem Jagdschlosse auf dem Berge, und deßhalb wohl auch das „Schlößchen" genannt. Geräumige Gebäude zur Aufnahme einer zahlreichen Hofdienerschaft und eines ansehnlichen Marstalls umgaben das fürstliche Landhaus.

Es war Anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß der letzte Fürstbischof des Fuldaer Hochstiftes, der gute Adalbert von Harstall, in jener friedlichen Umgebung fröhlichen Hof hielt, um von

den Sorgen der Regierung etwas auszuruhen und den Kummer zu verscheuchen, welchen die Bewegungen in Frankreich dem Fürsten verursachten.

Aegidi war vorüber, das Laub der Bäume fing zu gelben an und das wilde Weinblatt an der fürstlichen Sommerlaube färbte sich röthlich. Der Ruf des Kukuks schallte nicht mehr durch den Forst, der lose Vogel hatte der Schnitterin im Saatfeld gesagt, wie viel Jahre sie noch zu leben habe und war verstummt; nur der Specht hämmerte nach wie vor an den alten Stämmen, und der Häher, dieser Papagei unserer Wälder, trieb mit seines Gleichen neckisches Gekose in den Zweigen hochstämmiger Buchen und alter Eichen. Die Sonne des Spätsommertages schien warm und freundlich, Silberfäden hingen in der klaren, wärmedurchzitterten Luft; friedlich graste der Edelhirsch mit seiner zahlreichen Heerde auf den sanft aufsteigenden Höhen und den Waldwiesen, welche das Schlößchen umgaben, das in der Mittagsruhe versunken schien. Nur hie und da sah man einen reich gekleideten Diener gehen; aus dem langen Stallgebäude tönte bisweilen der Hufschlag und das Wiehern ungeduldiger Rosse, die feierliche Stille der Natur für einige Augenblicke unterbrechend. In einer Ecke des Waldes, der in einzelnen von der Kunst verschönerten Streifen bis dicht vor die fürstliche Wohnung sich zog, lagen auf dem herbstlich grünen Rasen von breitblätterigen Nußbäumen verdeckt drei fürstliche Leibhusaren, kräftige Gestalten mit spitz gedrehten Schnurrbärten; sie spielten Würfel — ein

streng verbotenes Spiel. Zuweilen griffen die Reitersleute nach einer neben stehenden hölzernen Kanne und thaten einen kräftigen Zug daraus; die Freigebigkeit des fürstlichen Mundschenks hatte den Wein gespendet. Die Uhr im Schlößchen schlug drei; da wurde es lebendig an dem bisher so stillen Orte: die fürstliche Tafel war aufgehoben.

Stattliche Herren, eher wohlbeleibt als hager und mit Gesichtern, die selbst den lebensmüden Hypochonder für einige Augenblicke aus seiner trüben Stimmung bringen konnten, kamen aus der Villa geschritten; scherzend und lachend wandelten sie durch den kleinen, im französischen Geschmacke gehaltenen Garten nach der Kegelbahn, die am nahen Waldessaume erbaut war. Dort hatte sich bald eine eben so zahlreiche als muntere Gesellschaft versammelt; man konnte deutlich wahrnehmen, daß der Saalecker an der fürstlichen Tafel diese Fröhlichen noch fröhlicher gestimmt hatte, während ihre rothen oder blauen mit Gold verbrämten Röcke und ihre mächtigen Allongeperrücken einen seltsamen Gegensatz zu der Einfachheit und Naturwüchsigkeit der Waldlandschaft bildeten. Auf einer Ruhebank nächst der Kegelbahn hatte sich ein Herr niedergelassen, dessen Aussehen und Tracht den Prälaten nicht verkennen ließ; ein freundlicher Herr, alle Vorübergehenden grüßten ihn, er erwiederte die Grüße mit einer gnädigen Handbewegung und einem Lächeln, wie es beim besten Willen ein Calculator nicht nachgeahmt hätte, der zwanzig Jahre lang Silbergroschen in Sechser umgerechnet hat. Es

war Amand Freiherr von Zobel zu Giebelstatt, des hohen Domstiftes zu Fulda Kapitular und Propst auf dem Johannisberge, der bei seiner Aufnahme in das hochadelige Kapitel richtig und unverfälscht seine sechzehn Ahnen nachgewiesen hatte und sich um die verschiedenen Phasen der eben aufblühenden kantischen Philosophie weit weniger kümmerte, als um die Einführung des Kleebaues auf den Feldern seiner Propstei und die höhere Holzverwerthung in den dazu gehörigen Forsten. Dem hölzernen Sitze des Prälaten näherte sich in sehr respektvoller Haltung ein schlichter Ordensmann mit langem, auf die Brust herabwallenden Barte, der Vikar und Conventsprediger des Fuldaer Kapuzinerklosters, Pater Hermann Joseph. Er war gerade zur Aushilfe bei einem Pfarrer in der Nachbarschaft und hatte deßhalb nicht versäumt, seinem geistlichen und weltlichen Fürsten die Aufwartung zu machen. Der Fürstbischof, in diesen Tagen der lästigen Hofetikette ledig, hatte den einfachen aber beredten Priester an seine Tafel gezogen.

„Nun wie geht es Euch denn eigentlich, Pater Hermann Joseph? nicht wahr, eine solche Ehre wie heute ist Euch noch nicht widerfahren?" sagte der freundliche Probst.

„Halten zu Gnaden, Herr Prälat, als ich Beichtvater und Schloßprediger bei dem Reichsgrafen von der Leyen war, hab' ich jeden Sonn- und Feiertag und an dem Namensfest Sr. Erlaucht und Hochdero Gemahlin an der reichsgräflichen Tafel gesessen."

„So, so — das ist was anderes; ja Ihr seyd

schon weit umhergekommen im Reich, waret Ihr nicht auch im Kloster zu Worms?"

„Ja wohl, Ew. Gnaden, drei und ein halbes Jahr Frühprediger und Lektor."

„Dort habt Ihr es gewiß gut gehabt, wuchs doch die Liebfrauenmilch in Eurem Klostergarten?" scherzte der Prälat.

„Bitt' um gütige Entschuldigung, das edle Gewächs ist selten an uns kommen, alle hehre Festtage und auf die Ordensfeste ein Gläschen guten Jahrganges. Der Guardian, unser guter Pater Severin, hat gar streng auf Zucht und Einfachheit im Convent gehalten, und so muß es auch seyn in einem Kapuzinerkloster."

„Habt Recht, mein Lieber! aber" — — da wurde der Propst unterbrochen. Ein junger, schmucker Herr trat heran, machte eine graziöse Verbeugung und sagte zu dem Prälaten: „Sr. hochfürstlichen Gnaden werden heute nicht zum Kegelschieben herunterkommen, es ist ein Eilbote mit wichtigen Papieren von der hochfürstlichen Landesregierung eingetroffen, die sollen heute noch erledigt werden; die Herren möchten übrigens mit dem Spiel beginnen."

„Schön, schön, mein bester Heinrich!" antwortete Herr von Zobel und erhob sich langsam und mit vieler Würde von seinem Sitze. Der gute Pater machte eine tiefe Reverenz und bemerkte, als der junge Herr sich wieder entfernt hatte: „Sie erlauben, gnädiger Herr, ist der schmucke Junker nicht Ew. Gnaden Vetter, der junge Baron

Truchseß von Wetzhausen, ein gar lieber, guter Herr."

„Ja, er ist mein Vetter, denn seine Mutter ist nahe mit mir verwandt; aber woher kennt Ihr den Junker und wisset, daß er ein guter Herr sey?"

„Hab's selbst erfahren, Ew. Gnaden! Da ist eine arme Frau in Fuld', die alte Remmertin in der Ohmgasse, deren Mann hat lange in unserem Kloster Holz gespalten und in der Küche geholfen gegen Kost und wenig Liedlohn, denn wir haben selbst nichts; nun ist aber der brave Remmert schon seit mehreren Jahren todt und die Frau ist arm und krank. Ich sprech' zuweilen gutherzige Menschen um ein Almosen für die Arme an, und so ist es geschehen, daß ich heuer kurz vor Portiunkula hinter dem Residenzschlosse bei den Altenhöfer Aeckern vorüberging, da begegnete mir der junge Herr Baron, und wie er so menschenfreundlich ist, ging er eine Strecke Weges mit mir. Ich erzählte ihm von dem und jenem; so kam ich auch auf das Elend der armen Wittwe zu sprechen, das rührte den jungen Herrn gewaltig, er gab mir einen Vierundzwanziger und versprach noch mehr zu thun. Die alte Remmertin aber weiß dem Herrn Baron nicht genug Dank, täglich will sie für ihn beten, und sie freut sich über die Gutthat um so mehr, weil die Eltern des Junkers aus dem Frankenlande sind, wo die Arme in ihrer Jugend auch bei einer adeligen Herrschaft gedient hat, die später nach Oesterreich gezogen ist."

„Nun das freut mich, was Ihr mir da von

dem Baron erzählt, zumal weil ich mit seinen Eltern so befreundet bin. Ja, er ist ein herzensguter Mensch und bei Sr. fürstlichen Gnaden besonders wohlgelitten."

„Aber Ew. Gnaden wollen an dem Spiel Theil nehmen," sagte nach einer kurzen Pause der Pater zu dem vor ihm stehenden Prälaten, „und ich werde mich nun über die Berge machen müssen, denn bis ich in die Pfarrei komme, ist die Nacht völlig hereingebrochen."

„Dann wünsche ich Euch glücklich überzukommen, auf Allerheiligen aber hoffe ich Euch auf dem Johannisberge zu sehen und eine recht gute Predigt in meiner Propsteikirche zu hören. Ihr versteht ja dem Landvolke das Herz weich zu machen, wie kein Anderer, und was die arme Remmertin betrifft, so werde ich dafür sorgen, daß sie Holz und Brod für den ganzen Winter erhält, will auch der Armen einige Flaschen Arznei schicken, die in keiner Apotheke präparirt wird, aber den Schwächsten aufrichten kann."

Der gute Mönch wußte augenblicklich keine Worte zu finden, um dem Prälaten zu danken; ehrerbietig küßte er ihm die gnädige Hand, während eine Thräne auf den langen gekräuselten Bart fiel. Bald war der Pater hinter den Waldbäumen verschwunden.

Das Kegelschieben hatte bereits begonnen. „Alle Neune!" schrie eben der Kegeljunge aus voller Kehle.

„Herr Oberamtmann! eine Flasche Johannisberger aus dem Hofkeller und Sie thun diesen Wurf nicht mehr!" rief eine andere Stimme, die eines

jungen Cavaliers. „Die Wette gilt, meine Herren, Sie haben es gehört! Aufgepaßt jetzt!" — — — Die Kugel flog und in demselben Augenblicke lag der vorher so glückliche Werfer auf dem Boden, der unter der Last des gewichtigen Oberamtmannes von B. erdröhnte. Schallendes Gelächter tönte von allen Seiten, der Herr hatte die Wette verloren und die Erschütterung seines wohlgepflegten Leibes noch dazu gehabt.

„Aber Herr Oberforstmeister von Dammersbach und Wildgraf im Zuckmantel, warum seht Ihr heute so trübselig aus wie eine Nebelkappe; fast sollte ich glauben, Ihr hießet nicht mehr Baumann, sondern Sauerwein!" rief der Propst vom Johannisberge einem Oberförster zu, der mit raschen Schritten und fast mürrischen Mienen längs der Kegelbahn auf- und niederschritt.

„Ja, Ew. Gnaden haben gut scherzen, da ist auf morgen Treibjagd bestellt durch mein Revier und in das Haselsteiner hinüber; nun ist es bald vier Uhr und ich weiß noch nicht, wann und wo die Jagd beginnen soll, warte nun schon drei Stunden hier auf Befehl und ist noch immer keine Ordre eingetroffen", entgegnete der Waidmann.

„O da ist Rath zu schaffen. Heinrich! Heinrich!" rief der Prälat.

Aus dem munteren Kreise trat der Junker hervor, der uns vorhin schon begegnet ist.

„Was steht zu Befehl, Ew. Liebden, Herr Vetter!"

„Geh' doch einmal in's Schlößchen hinüber und hole für den ungeduldig harrenden Wild- und Raugrafen Verhaltungsbefehle auf den morgigen Tag."

Der Junker ging.

„Eilen Sie ein Bischen, Herr Baron; denn wenn dem Oberförster seine Alte ihren Herrn Gemahl und Gebieter nach sechs Uhr in den Hof einreiten sieht, so gibt es ein Gewitter im Dammersbacher Forsthause, das drei Tage dauert!" rief ein anderer Cavalier, der sehr aufgeräumt schien.

„O, Ihr losen Zeisige, schmähet mir meine Lisbeth nicht, dreißig Jahre leben wir nun unter Einem Dache und hat noch keinen Streit gesetzt; freilich sieht sie es nicht gerne, wenn man bis Mitternacht ausbleibt und einen Schoppen nach dem andern aussticht, wie das so manche Herren thun; dafür ist aber auch Ordnung in meinem Hause, und die muß seyn," wendete der Forstmann ein.

„Höret Ihr, er stichelt; wem gilt es wohl?" sagte der frühere Redner.

„Keinem von uns," bemerkte ein Dritter. Alle lachten, der Oberförster aber drohte lächelnd mit dem Finger.

„Morgen früh Punkt 7 Uhr beginnt das Treiben bei der Rothbuche oberhalb dem Dorfe Almus, geht durch den Zuckmantel in den Rüstgrund hinab, an den Sämgeshöfen vorbei und endigt mit Absuchung des Schloßberges bei Haselstein. Se. hochfürstlichen Gnaden werden selbst der Jagd beiwohnen und nach Beendigung derselben bei dem Herrn Wildmeister zu

Haselstein das Mittagsmahl einnehmen, wozu die Herren Revierjäger und die sonst an der Jagd betheiligten Herren allergnädigst eingeladen sind. Der Herr Oberförster von Dammersbach wird mit seinen Treibern und den Federgarnen bei der Rothbuche erwartet.“ So meldete der eben zurückgekehrte Jagd-Junker.

„Das laß ich mir gefallen,“ sagte Baumann und sein Gesicht verklärte sich. Einige Minuten nachher trabte er mit seinem Rößlein den Waldweg hinauf, der nach Dammersbach führte, er hatte den Kopf voll großartiger Entwürfe zur Verherrlichung der morgigen Jagd.

In dichten Massen lagen die Herbstnebel auf Flur und Wald, ihr Thau netzte die Blätter, welche bereits einzeln zur Erde raschelten und die tiefe Stille des Forstes unheimlich unterbrachen. Man konnte noch nicht recht unterscheiden, ob das graue Gewölk sich niedersenken oder in die Höhe ziehen und ein regnerischer Tag folgen werde. Doch der alte Schäfer in Almus, weit und breit als Wetterprophet gerühmt, hatte für heute gutes Wetter vorausgesagt, als die lustigen Jägersleute am frühen Morgen durch das Dorf zogen und den aus dem Schiebfenster seiner Wohnung neugierig blickenden Alten um seine Meinung über die Witterung fragten. Es währte nicht lange und die Jagd war im vollen Gange. Wie die Hörner so hell und fröhlich klangen durch

den weiten Wald und dazwischen das laute Anschlagen der Hunde, das Klopfen der Treiber, das „Halali" der Jäger, wenn ein Stück Wild vom sichern Schusse getroffen niedersank.

In vollen Sprüngen setzte der geängstigte Hirsch über Gräben und jungen Baumschlag; dem Familienhaupte folgte mit gleicher Hast die Hindin. Dort unten in dem kleinen Thälchen, wo der Bach hinrieselt und zwei grüne Hütten stehen, ist es so stille, da richtet das geängstigte Thier seinen Lauf hin, hier glaubt es vielleicht sicher zu seyn vor der wilden Meute, die es aus seinem friedlichen Lager aufgescheucht hat. Mit einem Satze will der Sechzehnender an der ersten Hütte vorüber, die so friedsam und doch so tückisch zwischen zwei mächtigen Eichen lag, ein Schuß knallt — — und das edle Thier liegt vor der Hütte, verendend. Seine Gefährtin ist glücklicher, die Kugel, welche ihr zugesendet wird, trifft sie nicht, schon ist sie an der ersten Hütte ungefährdet vorüber, fast auch an der zweiten, aber drei Schüsse folgen ihr nach — — dort liegt das Wild am Bache.

„Das war der Wildmeister von Haselstein, ich hab's am Schießen gehört; ja dem alten Sapperment entgeht nichts, der hat ein Auge wie ein Falk' und einen Schuß so sicher, wie kein Jägersmann mehr im Fulderland," sagte verdrießlich der Oberförster von Dammersbach, der heute die ganze Jagd leitete und gar zu gerne vor seinem gnädigen Landesherrn seine Geschicklichkeit als Schütze gezeigt hätte. Von

allen Seiten kamen die Jäger herbei und stellten sich ehrerbietig um die erste Hütte, aus der nun der Fürstbischof hervortrat, begleitet von seinem Jagdjunker, dem Baron Heinrich Truchseß von Wetzhausen. Freundlich grüßte der Fürst die Waidmänner, welche der Reihe nach dem fürstlichen Schützen ihre Glückwünsche zu seinem heutigen Jagdglück darbrachten. Das Waidwerk war fast die einzige Erholung, die sich der gute Herr bei seinen Regierungsgeschäften gönnte.

Ein Jeder aus dem zahlreichen Jagdgefolge hatte eine passende oder unpassende Bemerkung über das glückliche Ergebniß der Jagd zu machen.

„Ja, das ist der Sechzehnender, der schon seit einem Jahre aus dem Marbacher Forst in den Dammersbacher gewechselt hat," sagte mit gewichtiger Miene ein Sonntagsschütze aus Fulda.

„Mein Lebtag nicht," knurrte der Wildmeister von Haselstein, und fuhr brummend fort: „wenn nur Leute nicht dreinreden wollten, die nichts verstehen; das Thier ist aus meinem Revier nicht herausgekommen, als seit gestern, wo ich es habe herübertreiben lassen, Sr. hochfürstlichen Gnaden halber."

Es trat für einige Zeit Waffenstillstand ein, die Jagdgesellschaft wollte ihr Frühstück einnehmen, das heute besser war als gewöhnlich, denn die fürstliche Küche lieferte einen ansehnlichen Beitrag dazu. In einer kurzen Entfernung hinter den oben erwähnten Hütten lagerte auf einer geräumigen lichten

Waldstelle eine Gruppe, die wir etwas näher betrachten wollen. Auf abgehauenen Holzstämmen, die vereinzelt umherstanden, oder auf Steinen, von Moos und Schlingpflanzen überwachsen, saßen mehrere Forstmänner aus der Gegend, die an der heutigen Jagd Antheil nahmen. Jeder hatte seinen besten Anzug mitgebracht und das schönste Gewehr, welches der mehr oder weniger reiche Waffenschrank barg. Da saß auf einem alten Baumstumpf der biedere Wildmeister von Marbach, Herr Eberhard Kaufholz. Der grüne Jägerhut mit der gekrümmten Feder des Auerhahns saß so schmuck auf dem Kopfe des rüstigen Waidmannes, der eben beschäftigt war, seinen Ulmerkopf mit silbernem Deckelbeschlag voll des besten Swizents zu stopfen, welchen der Bärenkrämer in Fulda führte.

„Zeigt mir einmal den Kopf," sagte der nebensitzende Revierjäger von Schwarzbach, dem das Dachsfell seines Pürschranzens als Unterlage auf dem vom Thau feuchten Rasen diente. Der Wildmeister reichte seinem Nachbar die Pfeife.

„Was das eine schöne Schnitzarbeit auf dem Ulmer ist: ein Reh von zwei Hunden gestellt; habt Ihr nicht die Pfeife zum Geschenk erhalten?"

„Ja wohl," antwortete der Wildmeister und ein stilles Lächeln zog über das Gesicht des Fünfzigers.

„Darf man wohl fragen von wem?" bemerkte neugierig der Revierjäger.

„Warum nicht?" sagte Kaufholz und fuhr mit gedämpfter Stimme fort, „der Oberamtmann von B.

hat mir die Pfeife geschenkt. Er will gar zu gern ein gewaltiger Nimrod seyn, und wenn er dann ein- oder zweimal im Jahre mit anderen Herren auf meine Jagd kommt, so stelle ich ihn immer auf den besten Platz; das freut ihn gewaltig; auch habe ich ihm in der Waidmannssprache förmlich Unterricht gegeben; Jägerlatein braucht er nicht zu lernen, das spricht er ohnehin schon."

„Ja und nur zu viel," sagte der Revierjäger; „denn wenn eine Jagd vorüber ist, so hat Niemand mehr geschossen wie er, obgleich er kein Häschen trifft und wenn es ihm zwischen die Füße liefe. Aber heda, Jost! was ist das für ein Mordspectakel mit den Rüden, man versteht ja sein eigen Wort nicht; halte das Zeug besser im Zaume!" rief der Schwarzbacher einem Waldschützen zu, der in der Nähe unter einer hohen Buche stand, eine hohe Mütze aus Fuchspelz auf dem Kopfe und eine Leine in der Hand, woran vier Hunde gekoppelt waren, die sich sehr ungeduldig gebehrdeten.

„Kann nichts dazu, Herr Revierjäger! hab' schon Alles gethan, um das wilde Vieh zur Ruh zu bringen, aber da hilft Alles nichts, ob ich den Biestern die schönsten Worte gebe oder einen tüchtigen Fußtritt, 's ist ganz einerlei. Der Schlimmste darunter ist aber dem Herrn Wildmeister von Haselstein sein Feldmann, so einen Hund gibt's nicht mehr, der hat drüben in den Hecken einen Spießer gespürt und nun hat er keine Ruhe im Leibe. Still, Feldmann! jetzt zum letzten Male und störe die Herren

nicht oder — —" Der Waldschütze warf dem größten in der Meute einen zornigen Blick zu.

„Wie der Herr, so der Hund," bemerkte der Revierjäger, „denn offen gestanden, lieber Wildmeister, wir sind doch auch bei der Jägerei aufgewachsen und treiben das Handwerk schon lange, ist denn aber Einer ärger darauf versessen als der Haselsteiner alte Knurrhahn? Blitzwild kann der werden und ist vierzehn Tage lang kein Wort mit ihm zu reden, wenn er in seinem Revier eine Schlinge gestellt findet. Hat er doch neulich wie toll gethan, daß der Vietmüller in der Aschenbach ein Paar Feldhühner gefangen, die ihm in den Garten kamen und womit er dem Herrn Pfarrer ein Geschenk machte; das Unglück führt die Hühnchen auf den Tisch, als gerade der Wildmeister Gast im Pfarrhause war. Ich war auch zugegen und hab' dem strengen Mann die besten Worte gegeben, er soll doch nicht im fremden Hause, wo er eingeladen ist, so wild thun, half aber Alles nichts. „Marielies! das vergeß ich Euch mein Leben nicht, daß Ihr gestohlenes Wildpret annehmet," sagte er zur Köchin im Weggehen. Und das hättet Ihr sehen sollen, wie der Vietmüller seine Lektion kriegte, als er uns unterwegs begegnete; na, die war gesalzen und kauft ihm kein Jud' die Titel ab, welche ihm der Wildmeister gegeben. — „Wartet nur, Meister Kaspar," sagte der zornige Mann zuletzt, „wenn Ihr wieder eine schöne Fichte zu einem Wellbaum braucht, dann sollt Ihr Euch aber warm laufen, bis ich Euch

eine anweise oder ich will erst einmal auf Eurem Rücken probiren, ob das Holz auch dauerhaft ist."

„Ja es ist ein strenger Mann, aber dabei eine ehrliche Seele; das Merkwürdigste ist, daß der rauhe Mann eine Tochter hat wie ein Engel; ein so schönes und gutes Mädchen wie des Wildmeisters Röschen findet man im Fuldaer Ländchen nicht wieder, und wenn man von einem Ende bis zum andern geht," sagte der Wildmeister von Marbach.

„Das ist wahr," erwiederte der Revierjäger; „ach, ich denke noch daran, wie vor sechs Jahren auf weißen Sonntag das Kind zum ersten Male zum Tische des Herrn ging, da hatte mich der Alte eingeladen, weil meine Frau die Pathin vom Röschen ist, und da hab' ich geglaubt, ich sehe einen Engel, so lieblich und unschuldig kam mir das Mädchen vor. Damals hat der Wildmeister, an dem ich sonst mein Lebtag noch kein nasses Auge gesehen habe, geweint wie ein Kind. Wenn nur der Himmel dem Mädchen auch einen recht braven Mann bescheert, denn sie verdient es wirklich; die armen Leute im Dorfe und der ganzen Umgegend können nicht Gutes genug von ihr erzählen. Wenn ein Armes krank darniederliegt, so geht das Mädchen hin, bringt ihm Speis und Trank und betet Stunden lang mit den Presthaften, die Sonntags nicht zur Kirche gehen können. Es ist aber auch eine wahre Freude in unserem Hause, wenn das Röschen einmal nach Schwarzbach kommt."

„Kommt sie manchmal zu Euch hinüber?" fragte

Kaufholz, aus dessen Pfeife lustig die Rauchwölkchen aufstiegen.

„Ja, das letzte Mal war sie auf Sommerfrauentag bei uns, sie hatte eine Herzensangelegenheit und wollte darüber meinen Rath einholen. Nun, Euch darf ich es sagen, hab' ja niemals ein Hehl gegen Euch gehabt und zumal da Ihr ein so guter Bekannter vom Haselsteiner seyd. Da ist ein Forstgehilfe beim alten Vogel in Schleid, der Wolfmaier, ein junger Geck, dessen Jägerbrief nicht einmal ganz in Ordnung ist, aber er kann ein paar Kreuzer sehen lassen und steigt einher wie ein Reichsgraf, der geht dem Röschen zu Gefallen und hat sich bei dem Alten in Haselstein so eingeschmeichelt, daß dieser meint, sein Kind könne ihr Glück nicht besser machen, als wenn sie einmal den grünen Jungen nehme, der sich jetzt schon mehr dünkt, als ein Revierjäger, obschon er immer noch drei oder vier Jahre warten kann, bis er es dazu bringt, wenn er nicht etwa Propsteijäger in Holzkirchen wird, wozu er Aussicht haben soll. Das Mädchen klagte mir nun ihr Leid, wie sie an dem zudringlichen Menschen kein großes Gefallen habe, ihr Vater aber oft schelte, daß sie gegen den „wackeren, jungen Mann", so nennt er den Wolfmaier, unfreundlich sey; ein Baron oder ein Hofrath komme nicht nach Haselstein und werde um sie freien. So und ähnliche Reden führt der alte Brummbär, und da fragte mich das Mädchen, was ich ihr dazu rathe."

„Nun, was habt Ihr denn für einen Rath ertheilt?" fiel Kaufholz ein.

„Ich hab' ihr klaren Wein eingeschenkt; laß von dem Laffen, hab' ich gesagt, er ist deiner nicht werth; gibt noch rechtschaffene Männer genug von bürgerlichem Herkommen, die froh seyn werden, wenn sie deine Hand bekommen. Ich habe das Mädchen nicht weiter betrüben wollen, sonst hätte ich ihr erzählt, wie der Herr Wolfmaier überall Händel anfängt; vor acht Tagen erst ist er beim Scheibenschießen in Batten tüchtig ausgeklopft worden. Wenn Ihr einmal mit dem Haselsteiner zusammenkommt, könnt Ihr ihm auch einreden, denn er hält ein großes Stück auf Euch."

„Will es thun," sagte Kaufholz, „denn es sollte mir sehr leid seyn, wenn das gute Röschen einen Mann erhielte wie der Wolfmaier, von dem ich früher, als er noch in der Lehre war, auch nicht viel Erbauliches gehört habe."

So plauderten die beiden Waidmänner, von denen der Revierjäger unterdessen einen kleinen Imbiß aus der Jagdtasche hervorgeholt hatte und eben den Pfropfen von seiner Jagdflasche löste, um auch einen Schluck zu thun; das Frühstück aus der fürstlichen Küche ließ etwas lange auf sich warten.

An dem einen Ende der lichten Waldstelle, wo die Jäger saßen, befand sich in dem Boden eine Vertiefung; früher mochte eine Köhlerhütte da gestanden haben, die aber eingelegt war; jetzt machten nur die Bauernjungen, wenn sie mit dem Vieh zuweilen auf der Waldblöße hüteten, sich ein Feuer in der Vertiefung an und konnten zuverlässig auf eine

tüchtige Tracht Prügel rechnen, falls sie der Oberförster von Dammersbach oder einer seiner Waldschützen in ihrem Bivouak überraschte. Heute loderte in der Aushöhlung ein lustiges Feuer, drei Baumstämme waren darüber zusammengestellt, von denen an eiserner Kette ein Kessel herabhing, den die Flammen recht freundlich beleckten, und dessen Inhalt einen überaus würzigen Duft verbreitete. Mehrere Flaschen lagen in der Nähe auf dem Boden und streckten schelmisch ihre rothen Siegelköpfe aus dem Riedgrase und den Farrenkräutern hervor. Auf einem Sandsteine neben der Vertiefung war eine Nummer des „Journals von und für Deutschland" hingebreitet, ein recht schmackhaft aussehender gebratener Kapaun prangte auf dem fleckenreichen Papiere; verschiedene andere Eßwaaren vervollständigten dieses Bild eines höchst anziehenden Stilllebens. Um das Feuer bewegte sich mit großer Geschäftigkeit und vielem Anstande ein Mann, der sich über sein Embonpoint zu freuen schien. Er trug eine weiße Zipfelmütze, und auch seine übrige ebenso zweckmäßige als saubere Kleidung hatte die weiße Farbe. Wer den Mann in der Waldlandschaft sah, seine geschäftige Thätigkeit, die Würde aller seiner Bewegungen, das geheimnißvolle Schweigen, welches er beobachtete und nur zuweilen unfreiwillig durch ein heftiges Pusten und Keuchen unterbrach, hervorgerufen vom aufwirbelnden Rauche des Feuers, fürwahr der wäre versucht worden, ihn für einen Zauberer zu halten. Ein Alterthümler mit lebhafter Phantasie hätte mindestens geglaubt, einen

Priester der Druiden vor sich zu sehen, welcher die Zurüstungen zur Opferfeier im heiligen Haine betrieb. Ach nichts von Allem dem; jener Geschäftige war ein sehr nüchterner und prosaischer Mann ohne alle Romantik, er kannte nicht einmal den „Sigwart", den vielgelesensten sauersüßesten Roman seiner Zeit; aber welche die besten Saucen seyen und wie man eine Hammelskeule auf das Täuschendste à la Wildpret zubereite, das wußte jener geheimnißvolle Zauberer. Es war der fürstliche Mundkoch Anton Buchenthal, der auf der ganzen Höhe seiner Kunst stand, unverwandten Blickes ihre Fortschritte verfolgte und sich zu eigen machte. Der Mundkoch war eben bemüht, seinem fürstlichen Herrn und den Jagdgästen das Frühstück zu bereiten. Jetzt trat er an das Feuer und henkelte den Kessel, welcher darüber hing, ab, um ihn bei Seite zu setzen. Mit einer Kennermiene, die keine Feder beschreibt, öffnete er den Deckel des Gefäßes und kostete mittelst eines hölzernen Löffels den wohlduftenden Inhalt. „Noch eine Zimmetröhre!" diese Worte entschlüpften dem Munde des Schweigsamen; er beeilte sich, das noch fehlende Gewürz dem warmen Weine in jenem Kessel zuzusetzen. Während dieses feierlichen Vorganges hatte sich an dem Schauplatze dieser ebenso rührigen als anlockenden Thätigkeit ein Zuschauer eingefunden, den gewiß der Mundkoch nicht herbeigewünscht, aber im Augenblicke nicht bemerkt hatte. Es war Feldmann, der beste Jagdhund des Wildmeisters von Haselstein und der treue Gefährte seines Herrn auf allen Jagden. Der Hund

hatte die momentane Abwesenheit seines mürrischen Aufsehers Jost benutzt, sich von der langweiligen Leine losgearbeitet, und war, höchst wahrscheinlich seinem scharfen Spürsinne folgend, zu der Werkstätte des Mundkochs gelangt. Anfangs verhielt sich das Thier ganz ruhig; die Thätigkeit des Künstlers im weißen Gewande schien seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln.

Plötzlich erscholl von dem Feuer her ein furchtbarer Lärm; Schelt- und Drohworte folgten sich in rascher Reihenfolge und reicher Auswahl. Herr Buchenthal, der friedliche Mann, erschien wie umgewandelt. „Nein, daß man so was erleben muß; daß ich das Unthier nicht bemerkte; muß das miserable Vieh auch hieher kommen. Wo ist er hin? Johann! Johann! schnell lauf Er dem ver....... fast hätte ich noch geflucht...... das ist eine saubere Geschicht'!"

Feldmann sprang durch das Dickicht, in seinen Zähnen den appetitlichen Kapaun; Johann der Küchenjunge lief ihm umsonst nach.

Wer beschreibt die Verlegenheit des Mundkoches, die wehmüthigen Klagen, welche er gegen die herbeigeeilten Forstleute aussprach, denen es Mühe kostete, ein ernstes Gesicht zu behalten und dem Kochkünstler ihre Theilnahme an seinem Unglücke auszudrücken. Der sorgfältig zubereitete Vogel sollte die Zierde des Frühstücks für die Herren in der ersten Hütte seyn, und nun war diese Hoffnung schnöde vernichtet.

Die übrigen Bestandtheile des Frühmahles wur-

den jetzt den Herrschaften und dem Jagdgefolge servirt, es fiel immer noch reichlich aus; vortrefflich mundete den Forstmännern, die schon früh und in der empfindlichen Morgenkühle aufgebrochen waren, der warme Wein. Auch die Treiber und Waldschützen erhielten ihren Antheil an dem Frühstücke und einen tüchtigen Trunk aus den Vorräthen des fürstlichen Kellers.

Nach Beendigung des Imbisses und nachdem die Geschicklichkeit Buchenthals volle Anerkennung und reichliches Lob geerntet hatte, so daß der Schmerz über den von Feldmann verübten Raub in der Brust des Kochkünstlers sich etwas legte, wurde die Jagd fortgesetzt. Unter dem Olmensteine, wo eine herrliche Eichelmast zu finden war, hauste ein Keuler, den man bis zu diesem Tage gehegt hatte. Die Aufgabe, dieses Wild kunstgerecht abzufangen, war der Glanzpunkt des heutigen Festes, und der Wildmeister von Haselstein löste die ihm von dem Fürsten übertragene Aufgabe mit gewohnter Meisterschaft und unter dem lautesten Jubelrufe der ganzen Jagdgesellschaft.

Zu den schönsten Punkten des an landschaftlichen Schönheiten so reichen Fuldaer Landes gehört der H a s e l s t e i n, auch ein Vorberg des Rhöngebirges. Aus einer kleinen, vom frischen Grün der Wiesen bedeckten, ringsum vom herrlichsten Hochwald eingeschlossenen Ebene erhebt sich frei und kühn jener

Felsen, dessen Anblick den ganz ermüdeten Wanderer aufmuntert, seine Kräfte zu sammeln und den Bergkegel zu ersteigen. Buchen und Ahorn vom üppigsten Wuchse drängen sich zwischen seinen Basaltsteinen hervor und von den kräftigen Waldbäumen geschützt, gedeiht bescheiden die wohlschmeckende Haselnuß und die Vogelkirsche. Von der Spitze des Berges blicken die Burgtrümmer von Haselstein ernst und trotzig in die Landschaft nieder, ein unvergleichlicher Anblick! Ein runder Wartthurm auf der Felsenspitze ist noch wohl erhalten, Thurmfalke und Habicht ziehen um denselben ihre kühnen Kreise und das Käuzchen läßt in dem Gemäuer seine unheimliche Musik zur Nachtzeit ertönen. Noch mögen die Geister Otto's und Gerlach's von Haselstein — gefürchteter Raubritter — in dem zerfallenden Mauerwerk umgehen und sich dem Auge zeigen, das an solchen Spuk gewöhnt ist; uns sind sie bei dem Besuche des Berges ebenso wenig begegnet, als die geisterhaften Gestalten neckischer Burgfräulein. Aber freundliche Kinder, redselige und muntere Mädchen sahen wir den schattenreichen Weg hinabeilen, der zum Dorfe, welches am Bergesabhange liegt, führt; es waren die Töchter des Försters im Dorfe. Ob die Fräulein wohl gewußt haben, daß schön Röschen einst im elterlichen Hause wohnte, glaub' es schwerlich, sonst hätte die Eine jener Waldfräulein gewiß des Wildmeisters Tochter in den artigen Gedichten besungen, welche aus der Feder dieser jungen Dichterin geflossen sind. Recht friedlich streckt sich das

Dorf an dem östlichen Abhange des Haselstein hin, zwei Herrenhäuser geben ihm ein stattliches Aussehen, und um die freundliche Pfarrkirche ziehen sich, wie um ihren Mittelpunkt, die Höfe der Bauern, in deren Gärten der Kirschbaum zahlreich und besonders wohl gedeiht und um Johanni viel Besuch aus der Nachbarschaft in den sonst stillen Ort zieht.

An dem Mittage jenes Septembertages, den wir schon oft erwähnt haben, bewegte sich aus dem Walde über die kleine Ebene nach dem Haselsteine hin ein recht stattlicher und lustiger Zug. Es war die Jagdgesellschaft, die ihr mühsames Tagewerk vollendet hatte und nun sich erquicken wollte. Da ritten auf edlen Rossen und lebensmüden Mähren die Jägersleute über den weichen, schwellenden Rasen, das Gewehr über die Schulter gehängt. Der eine sang ein lustiges Waidmannslied, der andere pfiff einen fröhlichen Triller, ein dritter blatete, als wenn er das Reh aus dem Dickicht locken wollte. Zu Fuß neben und hinter den Reitern gingen die Jägerburschen und führten die zahlreiche Meute der ermatteten Hunde. Einer von den Rüden fehlte, der Feldmann des Wildmeisters von Haselstein, aber auch von den Jagdgenossen fehlte Einer, der Oberamtmann von B. Zwei mit je vier kräftigen Pferden bespannte Bauernwagen führten die Beute des heutigen Tages; sie war stolz und reich, obenauf der Keuler mit Eichenlaub und Fichtenzweigen geschmückt, das Siegeszeichen des Wildmeisters, der ernst und schweigsam hinter dem Zuge ritt und dessen Augenbrauen

einen furchtbaren Sturm verkündeten. Jetzt nahm einer der Reiter, und wohl der jüngste von ihnen, sein Hifthorn und begann sein schönstes Stücklein zu blasen, es schmetterte so lustig durch die Waldlandschaft.

„Na, das ist recht; so thut der Herr Leopold uns wieder den Gefallen. Ja wenn ich ihn blasen höre:

„Schönstes Hirschlein über die Maßen,
Hörst du nicht den Jäger blasen"

dann freue ich mich aus ganzer Seele, daß ich ein Jäger bin; aber wie der Leopold einer geworden ist, das muß er Euch erzählen, meine Herren, wenn sein Stückchen zu Ende ist," sagte der Revierjäger von Schwarzbach zu seiner Umgebung.

Die letzten Klänge aus dem Horne des jungen Mannes verhallten.

„Ist es denn eine so merkwürdige Geschichte, wie Ihr zum Handwerk gekommen seyd, Leopold? Wenn dem so ist, erzählet einmal, bin auch neugierig darauf, und wir können die Pferde langsam gehen lassen, denn wir kommen doch noch zu rechter Zeit an; Sr. hochfürstlichen Gnaden, die uns vorausgeeilt sind, kleiden sich erst um," bemerkte der Oberförster Baumann von Dammersbach.

„Wenn die Herren erlauben, will ich erzählen, wie ich ein Jäger worden bin," begann der geschickte Hornbläser. „Sie wissen, daß unsere Familie nun schon in der dritten Generation das Wildmeisteramt zu Utrichshausen hat. Da wollte aber nun mein Vater haben, es sollte keines von uns Kindern Jäger

werden. „Leopold," sagte mein Vater, „Du mußt geistlich werden, und wenn ich Dich zum ersten Male Gloria in excelsis singen höre, so wird es der freudigste Tag meines Lebens seyn, dann soll es ein Fest in meinem Hause geben, wie Utrichshausen noch keines gesehen hat." Ich war damals in Hammelburg bei den Franziskanern auf dem Gymnasium, und ohne mich rühmen zu wollen immer unter den Ersten in der Klasse. Wie ich nun die Poetik und Rhetorik absolvirt hatte, — sind nun gerade fünf Jahre her — und ich kam nach Hause und brachte meinem Vater das schöne Zeugniß, welches mir unser Direktor, der gute Pater Bonifacius, ausgestellt hatte ...."

„Hab das Zeugniß gelesen: optimae spei juvenis wurdet Ihr darin genannt," unterbrach der Schwarzbacher, der auch noch etwas Latein übrig hatte, den jungen Mann.

„Nun das wollte ich gerade nicht sagen, Herr Vetter!" bemerkte Leopold und fuhr fort: „Als ich nun, wie gesagt, mit dem Zeugniß zu meinem Vater kam, freute er sich außerordentlich, meine Mutter aber sagte: „Nicht wahr, Leopold, Du wirst ein Herr, ich meine schon, ich hörte Dich auf dem Mariä Ehrenberg Deine erste Predigt thun." Ich schwieg, denn ich mochte die gute Frau nicht betrüben. Am anderen Tage hatte mein Vater Holzschreibtag in Motten und nahm mich mit dorthin. Als wir auf dem Rückwege waren, faßte er mich bei der Hand und sagte mit ernster Stimme: „Nun, lieber Sohn! sage mir aufrichtig, was willst Du werden?" „Vater!

ein Jäger und nichts anderes, mein Leib und Seel' hängt daran, und Du wirst einst Deine Freude an mir haben; die Wildmeisterei in Utrichshausen muß bei unserer Familie bleiben." Mit dieser Antwort hatte ich es bei meinem Vater schön getroffen; er sagte anfänglich zwar kein Wort, aber an seinem Blicke konnte ich die unfreundliche Aufnahme meines Entschlusses deutlich genug lesen. Als wir nach Hause kamen, da ging das Leid erst recht an, meine Mutter weinte den ganzen Tag und mein Vater schmollte oder zankte. „Ja wenn Du nun einmal kein geistliches Fleisch hast, und Du sagtest mir noch, Du wolltest Jurist werden, so könnte ich doch vielleicht meine alten Tage bei meinem Sohne, dem Herrn Amtsvogt, zubringen; aber jetzt, wo Du so gut studirt hast und ein Jäger .... nein, das leide ich nicht, lieber ein Bauer, als das," sagte mein Vater oft mehrmals in einem Tage und sah mich mit keinem freundlichen Auge mehr an. Da wurde es mir so leid in unserem Hause, daß ich eines Mittags auf und davon lief, die Rhönberge hinauf nach Dahlherda, wo ein Bekannter meines Vaters, der alte Fried, des Baron von Weihers Förster, wohnte. Ihm klagte ich mein ganzes Leid; der biedere Mann suchte mich zu trösten und sagte immer: „Laß' das gut seyn, Leopold, das wird sich auch schon geben." Ich wußte, daß um jene Zeit der Herr Oberforstmeister von Truchseß aus Fulda zu meinem Vater kam, um Revision im Revier zu halten, gewöhnlich kamen noch einige Herren mit, und da mußte unsere

Küche immer wohlversorgt seyn. Acht Tage war ich in Dahlherda bei dem alten Förster und innerhalb dieser Zeit schickte ich meinem Vater drei prächtige Rehböcke nach Utrichshausen hinab, die ich selbst geschossen hatte, denn vom frühen Morgen bis zum späten Abend streifte ich im Walde, um meinen Kummer zu verscheuchen. Da war es am Abende vor Thekla, dem Namenstage meiner Mutter, es schneite und stürmte schon recht wild auf der Rhön. Wir hatten ein helles Feuer in dem Ofen des Försterhauses; der alte Fried saß neben dem Ofen — ich sehe ihn noch — und rauchte sein Pfeifchen; ich saß vor dem freundlichen Alten und hörte seine Erzählungen aus dem Jägerleben, niemals war ich so verstimmt, wie an diesem Abend, denn der kommende Tag war sonst der schönste meiner Ferienzeit. Tags zuvor hatte ich den dritten Rehbock nach Hause geschickt und zugleich meiner Mutter zu ihrem Namenstage Glück wünschen lassen. Wie ich so in meiner Betrübniß bei dem Förster saß, klopfte es auf einmal heftig an die Fensterscheiben; ich eilte hin, öffnete das kleine Fenster und sah einen Mann zu Pferde vor demselben halten, der jetzt mit lauter Stimme rief: „Fried! Fried! ist mein Leopold nicht bei Euch?" „Mein Vater!" rief ich, und einen Augenblick darauf lag ich in seinen Armen. „Nun Du magst ein Jäger werden, Dein Gesellenstück hast Du schon gemacht," sagte er; der alte Förster aber setzte hinzu: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten."

„Das ist ja eine schöne und rührende Geschichte; nun habe ich den Leopold noch einmal so lieb, und freue mich, daß er Forstwart auf meinem Reviere ist. Aber, meine Herren! wo ist denn der Oberamtmann von B. hingerathen, der fehlt ja in unserer Gesellschaft, wie ich sehe," sagte der Oberförster von Dammersbach.

„Still, still von dem Oberamtmann und nennt seinen Namen nicht, wenn es der Haselsteiner dahinten hört, wird es ein schönes Spektakel geben," bemerkte Einer der Jagdgenossen.

„Oho! ich hab' Alles gehört, braucht nicht zu schweigen, lieber Baumann! Wundert mich nur, daß Euch die Abwesenheit des Herrn Oberamtmannes noch auffällt; der kann froh seyn, daß er mit heiler Haut davon gekommen ist, wenn Sr. fürstlichen Gnaden nicht in der Nähe waren, lief es so glatt nicht ab. Aber, wenn mir dieser Scharfschütz noch einmal auf meinen Forst kommt, dann will ich nicht Wildmeister von Haselstein seyn, oder es setzt ein hartes Wetter zwischen mir und diesem hochadligen Herrn. Indessen soll er mir den Feldmann theuer bezahlen, nein das getreue Thier vergeß ich nicht, hab' es so lieb gehabt und war kein besserer Hund weit und breit, nun kommt so ein Kerl und schießt mir ihn todt. Ach, wie der Herr Oberamtmann vor mir stand, die Kniee schlotterten ihm und er wußte gar nicht, was er Alles zur Entschuldigung vorbringen sollte; ist auch noch so unverschämt und sagt, er habe meinen Hund für einen Fuchs gehalten.

Mein Feldmann und ein Fuchs! Da muß man blind seyn, wenn Einem eine solche Verwechslung passiren kann, aber mit schwerem Geld soll er mir den Hund bezahlen." So schalt mit erhobener Stimme der Wildmeister von Haselstein und gab seinem Pferde die Sporen, damit er früher als die andern Waidmänner in seiner Wohnung ankomme, worin der Fürstbischof, welcher jede Begleitung freundlichst abgelehnt hatte, bereits abgestiegen war.

In dem Hause des Wildmeisters herrschte ein überaus reges Leben. Einen so hohen Gast würdig zu empfangen und zu behandeln war keine Kleinigkeit, obschon es nicht das erste Mal war. Im Grunde genommen war der Fürstbischof nicht des Wildmeisters Gast, sondern der Wildmeister war Gast seines fürstlichen Herrn, denn das ganze Mahl und seine Zubereitung wurde von der Hofküche besorgt, der reiche Ueberrest desselben aber blieb der Familie des Wildmeisters, welche nur die Räumlichkeiten und das Brennmaterial zu stellen hatte.

In dem oberen Stocke des Hauses befand sich ein sehr geräumiges Zimmer, seine hohen Bogenfenster boten die schönste Aussicht auf das Dorf und die Umgegend desselben. Ueber der Eingangsthüre dieses Zimmers prangte ein Hirschgeweihe von vielen Enden mit der Jahreszahl, wann das Wild erlegt worden war, Porträts der Eltern und Großeltern des Wildmeisters und Jagdscenen in Oel gemalt

schmückten die Wände. Ueber dem umfangreichen Ofen in einer Nische hing ein ausgestopfter Edelfalke wie träumend in seinem Ringe. Die Möbel dieses Zimmers, welches als Speisesaal diente, waren im Geschmacke jener Zeit gearbeitet; Stühle, deren Polster und hohe Lehnen mit grünem Sammt überzogen waren, während kunstreiche Schnitzereien die gekrümmten Füße und das übrige Holzwerk schmückten. Auf dem sauber gedeckten Tische stand zwischen niedlichen Obstkörbchen ein hoher Pokal von geschliffenem Glase mit goldenen Rändern, zierliche Reime standen darauf und aufmunternde Trinksprüche. Es war ein Erbstück in der Familie des Wildmeisters, der sich die Ehre nicht nehmen ließ, seinem fürstlichen Herrn in jenem Becher den Ehrentrunk aus eigenem Keller zu kredenzen.

Die Gesellschaft, welche sich an dieser Tafel versammelte, war nicht groß. Der Fürstbischof und einige seiner Cavaliere, der Oberförster von Dammersbach und der Pfarrer von Haselstein, der Amtsvogt aus dem Dorfe und der Wildmeister bildeten die Tischgesellschaft, während in einem anstoßenden Zimmer die Revierjäger und Forstwarte speisten. Den Jägerburschen und Treibern war im Wirthshause ein Essen auf fürstliche Kosten bereitet und Durst brauchten sie eben auch nicht zu leiden.

Ehrsam und in hohem Grade friedlich waren die Gespräche an der fürstlichen Tafel; nur vorübergehend wurde der Politik gedacht; man war froh, daß ihr Lärm nicht in diese Waldeinsamkeit drang; sie

war ohnehin des Wildmeisters Sache nicht, der sich begnügte, am Schlusse eines jeden Monats die neuesten Welthändel aus den Kaiserlichen Reichsoberpostamtszeitungen zusammen zu suchen, welche ihm ein guter Freund in Fulda durch den Amtsboten übersendete. Der Wildmeister hielt überhaupt nicht viel auf gelehrtes Wissen; die gelehrten Förster, meinte er, taugten nichts, und seine Büchersammlung wurde jährlich nur durch eine neue Anschaffung vermehrt, den „Staats- und Standskalender des Fürstlichen Hochstiftes Fulda," worin die Abtheilung, welche das zeitige Forstpersonal enthielt, stets Nachträge und Verbesserungen von des Wildmeisters Hand erfuhr, und die Adjunkten, welche die nächste Anwartschaft auf eine Revierjägerstelle hatten, mit Rothstift angestrichen waren. In der neuesten Auflage des Staatskalenders war der Adjunktus Sebastian Wolfmaier in Schleid am rothesten angestrichen. Aber in seinem Fache war der Wildmeister zu Hause wie kaum ein Anderer, er galt für einen der praktischesten und pflichttreuesten Forstmänner im Fürstenthume, und als Waidmann war er für jeden Jagdfreund ein kaum erreichbares Vorbild. Wie nun Leute, die ihrem Berufe so recht leben, auch am liebsten davon sprechen, so unterhielt auch der Wildmeister seinen fürstlichen Herrn über Tisch meist von Angelegenheiten seines Amtes und des edlen Waidwerkes. Er erzählte, wie viel Windfälle *) er im

*) Waldbäume, welche ein Orkan entwurzelt oder stark beschädigt hatte.

verflossenen Jahre gehabt, wie er eine schöne Buchencultur in seinem Reviere wieder angelegt habe, und meinte nebenbei auch, es gehe ihm doch eigentlich schwer zu Herzen, die neulich erschienene Verordnung des Oberjägermeisteramtes auszuführen, wonach alle Wildschweine im Haselsteiner Forste abgeschossen werden sollten, denn die Jagd auf dieses Wild sey doch eigentlich die Zierde der Jägerei, das Uebrige und besonders die niedere Jagd sey mehr oder weniger „Klepperhandwerk". Freilich, fügte er hinzu, hätten die Sauen die Aecker der Bauern oft arg verwüstet, und von dieser Seite betrachtet erscheine die Verordnung als eine hochweise.

Man war unter diesen Gesprächen bei dem Nachtisch angekommen, und jetzt fragte der neben dem Fürstbischofe sitzende Jagdjunker von Truchseß leise seinen fürstlichen Herrn etwas, das von Letzterem bejaht zu werden schien, worauf der Junker einen der aufwartenden Hofdiener wegschickte mit einem wie es schien wichtigen Auftrage. Es währte nicht lange, so kehrte der Diener zurück und öffnete die Thüre so weit dieselbe aufging: die Frau Wildmeisterin und ihre Tochter Röschen traten herein.

Die Gesellschaft erhob sich vor den beiden Damen, die schüchtern und mit der ehrbarsten Miene vor dem Fürsten sich verneigten. Die Wildmeisterin, in den vollständigsten, aber dabei doch einfachen Sonntagsstaat gekleidet, das Bild einer ehrsamen Bürgersfrau, sprach in einer eben so wohl gesetzten als bescheidenen Anrede ihren und ihrer Angehörigen Dank für die

Gnade und hohe Auszeichnung, welche ihnen durch die Anwesenheit des allergnädigsten Fürsten und Landesherrn zu Theil geworden sey, aus. Mit verklärten Blicken stand der Wildmeister in ehrerbietigster Haltung hinter seinem fürstlichen Herrn; man konnte auf dem Gesichte des Forstmannes die ganze Freude lesen, welche ihn belebte, als er sah, wie seine treue Ehehälfte so schön zu reden und die Frau des Hauses so würdig zu vertreten wußte. Die freundlichen Worte, womit der Fürstbischof erwiederte und seine Freude ausdrückte, eine so brave Familie um sich zu sehen, hoben die freudigen Gefühle des Wildmeisters noch mehr; war ihm sein Amt früher schon sehr lieb gewesen, so war es ihm jetzt um keinen Preis feil, und seine Haltung nahm einen noch feierlicheren und gewichtigeren Ausdruck an. Neben ihrer Mutter stand während dieses Vorganges Röschen, eine Jungfrau von achtzehn Jahren. In ihrer Erscheinung war seltene Schönheit mit dem Ausdruck der größten Sittsamkeit und Züchtigkeit vereinigt. Das glänzend schwarze Haar des Mädchens legte sich zierlich gescheitelt auf die feingewölbte Stirne über zwei Augen, die sich kaum zu erheben wagten, in denen man aber, wenn sich der Blick dieser Jungfrau einmal bescheiden erhob, die ganze Reinheit und Güte eines lauteren ungetrübten Herzens lesen konnte. Der ungekünstelte Anstand, welcher in ihrem ganzen Auftreten lag, erhöhte die Anmuth dieser jugendlichen Gestalt, deren Geist unberührt war von der falschen und verflachenden Bildung der vornehmen Welt. Ja der

Wildmeister von Marbach mochte wohl recht haben, daß ein so gutes und schönes Mädchen im Fuldaer Land nicht wieder gefunden werde, und wenn der Revierjäger von Schwarzbach vor sechs Jahren in Röschen einen Engel vor sich zu sehen geglaubt hatte, so konnte dieses Urtheil heute noch gelten.

Während die beiden Damen ihre Aufwartung vor dem hohen Gaste machten, der in ihrem Hause eingekehrt war, hatten die im anstoßenden Zimmer sitzenden Forstleute die Thüre zum Speisesaal leise ein wenig geöffnet und schauten neugierig auf die Gruppe, welche vor ihnen stand. „Ja das Röschen ist nun doch einmal die Zierde in dem Hause des Wildmeisters, auf so eine Tochter kann er stolz seyn. Wie sich das Mädchen so anständig zu benehmen weiß, man sollte glauben, es wäre an einem Hofe erzogen worden, und ist doch noch nicht viel über Haselstein hinausgekommen, höchstens alle Jahre auf ein paar Tage nach Fuld' zu ihrer Tante," sagte ein Revierjäger, dessen Haupthaar und Schnurrbart bereits gebleicht waren.

Unter freundlichen, ehrfurchtsvollen Verbeugungen entfernten sich die Damen; die Herren blieben noch eine Weile an dem Tische vereinigt, es wurde Kaffee aufgetragen, damals noch ein kostbarer Trank, den man wohl an einer fürstlichen Tafel, aber höchst selten in den Wohnungen von Privatleuten fand. Die Unterhaltung der Tischgenossen war bald wieder im Gange, lebhafter noch als früher, denn der morgenländische Trank übt einen eigenthümlichen, belebenden

Einfluß auf Geist und Zunge aus; wie Viele meiner Leser haben das nicht schon erfahren und werden gerne bereit seyn, diese Ansicht zu bestätigen.

Von der Unterhaltung, die jetzt leichter und lebhafter dahinfloß, von den Gesprächen, die mannigfaltiger wurden, und woran der Wildmeister von Haselstein den regsten Antheil nahm, schien Einer sich ausschließen zu wollen, weniger freiwillig als unfreiwillig; denn sein Aeußeres hatte mit Einem Male den Ausdruck der größten Zerstreutheit und der vollsten Gleichgültigkeit gegen seine Umgebung angenommen. Es war Junker Heinrich von Truchseß, sonst ein so lebhafter und gesprächiger Mann. Selbst dem Wildmeister fiel diese Schweigsamkeit auf; nach beendigter Tafel drückte er seine Verwunderung darüber dem Junker aus, der Röschen heute zum ersten Male gesehen hatte und sie nicht wieder vergessen sollte.

II.

Eine starke Stunde von Haselstein liegt das Landstädtchen H. . . . . Es war vor Jahren berühmt wegen der kleinen gelben Birnen, die in seinen Gärten zeitigten; heutzutage ist diese Berühmtheit weggefallen. Die Einwohner des Städtchens nährten sich redlich von Ackerbau und Handwerksbetrieb, aber auch der Bienenhandel blühte dort, und einzelne Kaufherren gab es, die weit und breit Kredit und Ansehen hatten.

Wenn ein ermüdeter, landfremder Reisender zu Fuß oder zu Wagen in diesen Ort kam und fragte: „wo findet man ein gutes Absteigequartier, einen vollen Schoppen und einen kräftigen Imbiß?“ dann hieß es: „geht zum Löwenwirth, dem Rathhause gegenüber.“ Folgte der Fremde diesem wohlmeinenden Rathe und suchte das ihm bezeichnete gastliche Haus mit dem Zeichen des Löwen auf, so fand er gewöhnlich vor dem Einfahrtsthore desselben einen Mann stehen, welcher das vollendete Bild eines Wirthes der guten alten Zeit war. Ein freundlicher, wohlbeleibter Mann, den Oberkörper mit einer weißen Jacke aus Wolle und einer grünsammetnen Weste bekleidet, kurze Beinkleider von schwarzem Sammet, durch kleine silberne Schnallen befestigt, und Strümpfe von dunkler Farbe tragend. Dieß war der Löwenwirth von H......, dessen Persönlichkeit wir etwas näher kennen lernen müssen.

Da war kein Fuhrmann zwischen Frankfurt und Leipzig, kein welscher Kärrner, der in's Sachsenland fuhr, und kein böhmischer Frachtfuhrwerksbesitzer, welcher seine unter der Wolllast keuchende Wagen nach den niederländischen Fabriken führte, der jenen Wirth nicht gekannt und an seinem Hause nicht ungern vorübergefahren wäre. Wenn ein auswärtiger Beamter oder ein Handelsmann in dem Städtchen Geschäfte hatte, wenn die Freunde der Jagd in der Umgegend von H...... ein Treibjagen hielten, Alle kehrten bei dem Löwenwirth ein, obgleich dieser Gastgeber nichts von jener unnachahmbaren Majestät,

nichts von jener zungenfertigen Glattheit und vornehm herablassenden Freundlichkeit besaß, wie sie an den Gasthofsbesitzern unserer Tage oft um einen sehr theuern Preis von den Reisenden bewundert werden darf. Aber der Löwenwirth in H...... betrachtete seine Gäste auch nicht als Waare, welche der Omnibus vom Bahnhofe oder Dampfschiffe bringt und wieder wegführt; er betrachtete sie wirklich als Gäste im wahrsten Sinne des Wortes, für deren Erheiterung nach Kräften gesorgt wird und die am Schlusse eine sehr billige Rechnung finden. Wie viele löbliche Gewohnheiten hatte dieser Mann, die heutzutage nicht mehr gefunden und von gemüthlichen Menschen ungern vermißt werden! Wenn er einem ihm besonders lieben Gaste die verlangte Flasche Wein auf den Tisch setzte, so brachte er auch für sich ein Glas mit und trank seinem Gaste Bescheid. Waren einige muntere Gesellen in seinem Hause eingekehrt und er hatte an ihrer Unterhaltung recht lebhaften Antheil genommen, so daß die Zeit nur allzu schnell hineilte und die Feierabendstunde viel früher nahete als man wünschte, dann verschwand plötzlich, ehe die verhängnißvolle Stunde von dem nahen Kirchthurme tönte, der Löwenwirth aus dem trauten Kreise; aber bald erschien er wieder und mit den Worten: „Die gebe ich, Johannissegen muß erst getrunken seyn, ehe wir auseinandergehen," füllte er die grünen Römergläser aus einer Flasche, deren Inhalt die allgemeinste Anerkennung fand. — Wenn ein kleiner Fuhrmann, dessen mageres Rößlein Jahr aus Jahr

ein auf der Landstraße ging und seinen Herrn nebst zahlreicher Familie mühsam ernähren mußte, vor dem Hause des Löwenwirths still hielt, ausschirrte, sich ganz bescheiden in einer Ecke des Gastzimmers niederließ, wenig sprach und wenig verzehrte, dann wußte unser Gastgeber schon, wie viel es an der Zeit war. Machte er dann früh Morgens den andern Fuhrleuten die Zeche und jener Kärrner erschien, entfaltete mit saurem Gesichte sein mageres Geldbeutelchen und sagte: „Es sind jetzt schlechte Zeiten, Herr Gasthalter, und an dieser Fracht verdiene ich das Salz in der Suppe nicht; was habe ich aber verzehrt?“ so erwiederte der Löwenwirth: „Fahrt in Gottes Namen, wenn Ihr wiederkommt, könnt Ihr es berichtigen, bis dahin geht das Fuhrwerk besser.“ — Und der Kärrner erhielt sein Frühstück ebenso gut mit auf den Weg wie die andern Fuhrleute; wenn aber der schlichte Mann mit seinem anspruchlosen Gefährte wieder durch H...... zog, dann kehrte er sicher beim Löwenwirth ein und ließ die alte Kreide auswischen. Im Löwen wurden noch keine Bücher mit „Soll“ und „Haben“ geführt, die Thüre eines Wandschrankes im Gastzimmer vertrat die Stelle derselben.

Ein Mann von solcher Biederkeit und Rechtschaffenheit wie dieser Gastwirth genoß in seinem Wohnorte und der ganzen Umgegend das größte Ansehen und volles Zutrauen, was durch nichts besser bezeugt werden konnte, als daß seine Mitbürger ihm das Amt eines Bürgermeisters übertragen hatten, er

somit die erste Person in der Gemeinde war und alle Einkünfte bezog, welches jenes hochwichtige Amt einbrachte. Diese Einkünfte bestanden in der freien Benutzung eines der Stadt gehörigen Gartens, im Haag hinter der Ringmauer gelegen, welche die Wohnungen einer sehr friedsamen Bevölkerung einschloß und in alten Zeiten den Bürgern von H...... zur Schutzwehr gegen die benachbarten Raubritter gedient hatte.

Es war Sonntag vor Martini und die Herbstnacht, von unfreundlicher Witterung begleitet, hatte sich über das Städtchen gebreitet. Der vermögende Bürger setzte sich mit Weib und Kind an den Tisch, auf dessen sauberer Decke die feiste Martinsgans prangte, welche vor wenig Tagen noch harmlos und friedlich mit ihren Gespielinnen auf den grünen Inseln und Landzungen geweidet hatte, die ein kleiner am Städtchen hineilender Fluß bildete.

Das obere Stockwerk des Gasthauses zum Löwen war glänzend erleuchtet; laut und deutlich ließ sich die Musik eines wohlbesetzten Orchesters vernehmen; geisterhafte Gestalten huschten an den hellen Fenstern vorüber, zierlich und ehrbar wurde ein Ländler getanzt.

Beim Löwenwirth war heute Festball für die gebildeten Stände aus Stadt und Umgegend, die zu einem fröhlichen Abend zusammengekommen waren; lauter gute alte Bekannte. Da waren die Förster, Gerichtsherren und Aerzte aus der ganzen Umgegend

versammelt. Alles, was der Feder kundig war, hatte sich aus dem Umkreise von drei Stunden eingefunden, auch die Rathsherren aus dem Städtchen und die Offiziere der Landmiliz von zwei Aemtern waren nebst ihren Frauen und Töchtern auf dem Balle zugegen.

Der Löwenwirth hatte heute einen heißen Tag, er mußte für die Bewirthung zahlreicher Gäste sorgen und andererseits als Bürgermeister der Stadt an der Festlichkeit selbst Theil nehmen. Sein praktischer Blick und die Hilfe seiner braven Hausfrau wie seiner älteren Kinder kamen ihm hierbei trefflich zu Statten.

Vor dem Ballsaale auf dem Gange befand sich die Schenke, sie war für diesen Abend wohl ausgerüstet, und wäre in ihren flüssigen Vorräthen selbst eine Ebbe eingetreten, so lag ja in dem Keller des Hauses noch manches Stückfaß mit edlem Frankenwein gefüllt und in einer dunklen Ecke harrten strohumhüllte Bocksbeutel des Augenblicks, wo vielleicht einer oder der andere dieser dickbäuchigen Gesellen berufen würde, um zu zeigen, was für ein herrliches Gewächs auf der Leiste zwischen den Wällen des Marienberges bei Würzburg gedeihe.

Neben dem Schenktische saß ein Mann mit einer gewaltigen Brille auf der Nase, die sich in einem vergilbten Gesichte erhob. Er hatte eine Schreibtafel vor sich, auf der er mit einem Griffel die Bestellungen notirte, welche für durstige Ballgäste gemacht und erst am Schlusse des Festes bezahlt wur-

den. Dieser Controle führende Herr war der Stadtschreiber von H......, der neben seinem gemeinnützigen Amte einen kleinen Spezereihandel trieb und an Abenden, wo es im Löwen so belebt war wie heute, den Geheimschreiber seines Bürgermeisters machte, wie er das sonst im Rathhause zu thun pflegte.

Jetzt trat sein Vorgesetzter aus dem Saale und rief mit fröhlicher Miene: „Eine Bouteille Feuerthaler, Herr Kaltschnee! schreiben Sie dieselbe dem Löwenwirth auf.“ Das Gesicht des Stadtschreibers heiterte sich auf, ein freundliches Lächeln spielte um seinen Mund, er kannte nur zu gut die Bedeutung dieser Worte; der Feuerthaler war zu s e i n e r Erquickung bei dem sauren Schreibgeschäfte bestimmt.

Wir überlassen den fleißigen und aufmerksamen Kaltschnee seiner Freude und treten mit dem Herrn des Hauses in den festlich geschmückten Saal.

Eine angenehm durchwärmter, wohldurchdufteter Raum nimmt uns auf, es ist Tageshelle darin, obgleich keine Gascandelaber von der Decke herab hängen und ihr magisches Licht auf die verschiedenen Gruppen und heiteren Gesichter dieser abendlichen Geselligkeit fallen lassen. Talglichter, auf blechernen Wandleuchtern befestigt, ersetzen das Licht, welches bei den Glanzfesten der Gegenwart zum Bedürfniß geworden ist. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Tribüne, wo das Orchester seinen Sitz hat, dessen Mitglieder von der Lunge und Hand anstrengenden Arbeit eben etwas ausruhen. — Ein gewaltiger

Baß steht vor dem ersten dieser Musiker, dessen kupferfarbenes Gesicht den Ausdruck der Zufriedenheit annimmt, als der flötenspielende Nachbar so eben seinem Bogen streichenden Collegen die kleine Horndose präsentirt und Letzterer eine volle Prise nimmt. Diese beiden Künstler bildeten gewichtige Kräfte des Orchesters, es sind zwei Eckweisbacher, deren Virtuosität damals wie noch jetzt im Fuldaischen und im Frankenland weit und breit gefeiert war. Der Bassist hat seine Schule in der Kapelle gemacht, welche der Freiherr von Weihers in dem reichsritterschaftlichen Flecken Gersfeld auf der hohen Rhön neben seinem Liebhabertheater unterhielt und die zu Zeiten, wo die Theatersaison geschlossen war, in Städten und Flecken Unterfrankens Konzerte gab oder bei Kirmessen und anderen festlichen Gelegenheiten aufspielte. Unser Künstler hatte sich mit dem Regisseur der freiherrlichen Bühne überworfen und in Folge dessen das Reiseleben eines fahrenden Künstlers begonnen, das ihn tief in das Thüringer Land und bis nach Bamberg hinauf geführt hatte, wo er einer Seiltänzergesellschaft sich anschloß und die Vorstellungen derselben in den kleinen Städten des Bayreuther Landes durch sein musikalisches Talent unterstützte. Die Auflösung dieser waghalsigen Gesellschaft und die Sehnsucht nach der Heimath hatten den Bassisten seinem Geburtsorte wieder zugeführt, in dessen Umgebung er nun mit seinem Freunde, dem Flötenspieler, alle öffentlichen Lustbarkeiten durch sein gefeiertes

Spiel verherrlichte und so für diesen Abend nach H...... berufen worden war.

An diese beiden Künstler reihete sich ein anderes Orchestermitglied, das unserer Aufmerksamkeit nicht weniger werth ist als die beiden eben erwähnten Herren. Die Stelle des Waldhornisten war gut besetzt durch einen stämmigen Mann, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er eine wohlgebaute Brust besaß, und dessen Anzug verrieth, daß dieser Künstler nicht alle Tage vor ausgewählter Gesellschaft spielte. So war es auch. Unser Waldhornbläser trieb die Musik nicht als Gewerbe, sondern als Nebenverdienst; er war seines eigentlichen Zeichens ein Zimmermann, der nebenbei als Dilettant Waldhorn blies und auf besonderes Verlangen und gegen guten Lohn sein künstlerisches Talent bei festlichen Gelegenheiten glänzen ließ. Um dieses Orchester zu vervollständigen, hatte sich ein Vierter zugesellt, der an Ruf die drei vorhergehenden Künstler wohl noch übertraf. Ole Bul und Paganini haben als Geiger einen mehr als europäischen Namen, aber es fragt sich, ob ihr Name jemals populärer war, als jener des Sandmüllers im Fuldaer Land, den späte Enkel noch erwähnen. Dieser Mann war in seiner Art und für seine Zeit Virtuose auf der Violine, obgleich er nicht mit Blumensträußen von zarter Hand überschüttet wurde und seine künstlerische Laufbahn ihm weder Gold noch Brillantringe einbrachte, sondern nur so viel, als der alleräußerste Lebensbedarf erforderte. Unser Geiger hatte noch eine ganz

eigenthümliche Seite, es war sein unverwüstlicher, immer frisch sprudelnder Humor, der zur Erheiterung fast ebenso viel beitrug als sein vollendetes Spiel.

Dies waren die Mitglieder der Kapelle, welche die Tanzlust unter den Ballgästen des Löwenwirths aufmunterten, bald zu einer zierlichen Menuet rufend, bald zu einem langsam feierlichen Ländler oder einem lustigen Hopser.

Auch auf die Ballgäste, die in buntem Treiben sich umherbewegen und es an Artigkeiten und gefälligen Knicksen nicht fehlen lassen, werfen wir einen Blick. Ehrbare Matronen und Hausfrauen in den besten Lebensjahren sitzen auf Bänken und Stühlen an den Wänden des Saales hin. Die Ehemänner und anwesenden Jungherren bilden Gruppen in den Fensternischen des Saales oder unterhalten sich mit den jungen Damen, welche Arm in Arm im Saale umherziehen, freundlich mit einander plaudernd, bis auf die Schüchternsten unter den jugendlichen Tänzerinnen, die bescheiden neben den Sitzen ihrer Mütter stehen und verlegen in diese ihnen fremde Welt schauen. So stand auch Röschen, die Tochter des Wildmeisters von Haselstein, neben ihrer Mutter, bescheiden und anspruchslos blühend wie die Blume ihres Namens. Hier und da nahte sich Einer der Herren und knüpfte eine Unterhaltung mit dem Mädchen an, das treffende Antworten zu geben wußte, wie man sie von einem so bescheidenen Wesen kaum erwartete. Neben der Tribüne des Orchesters gewahren wir ihren Vater

den Wildmeister in seiner vollen Uniform; er ist eben im eifrigen Gespräch mit einem Manne begriffen, der in unserer Zeit auch eine seltene Erscheinung seyn würde. Es war der Rentereischreiber von Mackenzell, der alte Lamm, dem trotz eines höchst mäßigen Einkommens seine bescheidene Stelle so lieb geworden war, daß er sie vieler Verlockungen ungeachtet nicht aufgegeben und niemals einen höhern Rang erstrebt hatte. Das Bewußtseyn der strengsten Pflichttreue und Redlichkeit ersetzte diesem Manne einen hohen Gehalt, und die allgemeine Achtung, welche er in der ganzen Gegend genoß, ließ ihn den Glanz eines hochtönenden Titels gerne entbehren.

In den belebten Tanzsaal trat ein junger Mann vom schmuckesten Aussehen, ein Waidmann im vollen Festtagskleide. An seinem sorgfältig geordneten Anzuge trug Alles die grüne Farbe, die hohen gelben Gamaschen ausgenommen, womit die Gehwerkzeuge des Jägers eingehüllt waren, und die, wie es schien, einen Kostümbestandtheil bildeten, dem jener Herr besonderen Werth beilegte.

„Guten Abend, Herr Wolfsmaier! Das ist ja schön, daß Sie sich auch noch eingefunden haben und so herausgeputzt; ei! ei! wie ein Jagdjunker Sr. hochfürstlichen Gnaden,“ redete der Wildmeister von Haselstein den eben Eingetretenen an und reichte ihm freundlich die Hand.

„Ja die Witterung ist freilich recht stürmisch draußen, aber was thut man nicht einer so angenehmen Gesellschaft wegen, da scheut man keine

Kosten, um den weiten Weg so schnell als möglich zurückzulegen. Aber erlauben Sie, Herr Wildmeister, daß ich Ihre Fräulein Tochter um einen Tanz bitten darf, die Musik will eben einen recht Lustigen spielen," erwiederte der Forstwart. „Soll mir angenehm seyn," sagte der Wildmeister und knüpfte seine Unterhaltung mit dem Rentereischreiber wieder an, während Wolfmaier auf Röschen zuging, ihre Mutter begrüßte und dann mit so viel Anstand, als er nur immer besaß, des Wildmeisters Tochter um einen Tanz bat.

Das Mädchen wurde sichtlich verlegen, ein leiser, kaum wahrnehmbarer Zug von Unwillen stieg in ihrem Gesichte auf, mit fast zitternder Stimme lehnte sie den Tanz ab. Der Forstadjunktus von Schleida verließ den Saal; seine Gesichtszüge waren verstört, ein wilder Blick fuhr aus dem Auge, in dem immer etwas Tückisches lag. Er ging nach der Schenke, um dort Trost zu suchen. Viele der Anwesenden hatten den Vorfall bemerkt.

Auf der Heerstraße von Frankfurt über Fulda nach Leipzig, die länger als ein halbes Jahrhundert schon den Kriegsvölkern des Nordens und Südens als Weg gedient hat, und gerade in den Tagen, wo wir diese Zeilen schrieben, von den zahllosen Rossen und Reisigen Großdeutschlands bedeckt war, schien die Strecke zwischen Fulda und H. . . . . am späten Abende jenes Sonntages öde und verlassen zu seyn.

Wer mochte auch, wenn er nicht durch dringende Geschäfte genöthigt wurde, in so vorgerückter Stunde und zu so ungünstiger Jahreszeit reisen! Die Herbstnacht mit ihrer rabenschwarzen Finsterniß, der heftige Wind, welcher durch Stoppelfelder und entlaubte Baumgipfel pfiff, der feine vom Himmel fallende Regen, die dichten Wolken von Nebel, welche aus dem Strombette des Haunflusses neben der Straße aufstiegen und wie geisterhafte Gestalten über die feuchten Wiesen bald schnell, bald langsam hinzogen, den Druck der Atmosphäre noch vermehrend, all dies zusammen lud nicht zum Reisen ein. Nur ein Reiter jagte auf der leeren Straße mit flüchtiger Hast hin, sein Rößlein ging im schärfsten Trabe, dem Pferde zur Seite lief schweißtriefend ein stattlicher Hühnerhund, dessen Bellen die lautlose Stille der Novembernacht manchmal unterbrach. Der Reiter mußte große Eile haben, denn er gönnte seinem Pferde keinen Augenblick Ruhe, sondern trieb es von Neuem immer zum Laufen an.

Vor dem Hause des Löwenwirths in H...... hielt der nächtlich Reisende endlich an; schnell war Pferd und Hund dem herbeieilenden Hausknechte zur sorgfältigsten Pflege übergeben, ihr Herr trat in die untere Stube des Gasthauses, warf seinen Mantel ab und eilte schnellen Schrittes die Treppe hinauf in den Tanzsaal. Alle Augen richteten sich auf den eintretenden Fremden, der unerwartet und nur Wenigen in der Gesellschaft bekannt zu seyn schien. Der Löwenwirth, aus einem Nebenzimmer tretend, das als

Speisesaal diente, ging auf den Fremden zu, machte eine tiefe Verbeugung und sagte mit vielem Anstande: „Unterhänigster Diener, Herr Baron! gilt uns die Ehre oder suchen Ew. Hochgeboren Jemand?"

„Nicht wahr, ein ungeladener, aber vielleicht doch angenehmer Gast, Herr Bürgermeister! und der eigentlich auch Jemand sucht," sagte der Angeredete.

„Ein Hofjunker Sr. fürstlichen Gnaden und noch dazu ein so liebenswürdiger Herr ist stets mir und meinen Gästen willkommen, aber Sie suchen Jemand!"

„Ich glaube ihn schon gefunden zu haben," entgegnete der Junker, zu dem indessen auch der Wildmeister herangetreten war und mit sichtlicher Freude und recht lauter Stimme den Baron Truchseß von Wetzhausen willkommen hieß, ihn zugleich versichernd, daß die ganze Gesellschaft durch den ebenso unerwarteten, als liebwerthen Besuch sich geehrt fühle.

„Kommen Sie, gnädiger Herr! ich will Sie zu meiner Familie führen, die im Nebenzimmer sitzt und durch Ihre Gegenwart sehr erfreut seyn wird; Sie werden einige Erfrischungen anzunehmen nicht verschmähen," sagte der Forstmann und nahm den jungen Herrn am Arme.

„Aber zuvor nur ein Wort, bester Wildmeister! Sie wissen, wenn zwei Zunftgenossen zusammenkommen, sprechen dieselben gleich von ihrem Handwerk; ich bedarf dringend Ihres Rathes, als eines erprobten Waidmannes, und da ich morgen bei guter Zeit wieder in der Residenz bei Hofe erscheinen muß,

möchte ich diese Angelegenheit alsbald erledigen, könnte dieselbe sonst leicht vergessen," entgegnete der Baron.

„Stehe ganz zu Befehl Ew. Gnaden; was betrifft es, wenn ich fragen darf?" sagte der Haselsteiner.

„Kommen Sie auf einen Augenblick herunter, Sie werden die Sache selbst in Augenschein nehmen müssen."

„Schön, schön," erwiederte der Wildmeister; beide Herren verließen den Saal.

Der Junker führte den Waidmann nach dem Hofe des Gasthauses und rief mit lauter Stimme: Feldmann! Der Hühnerhund sprang herbei, welcher den nächtlichen Ritt begleitet hatte, das Thier schien sichtlich erfreut, seinen Herrn zu sehen.

„Was halten Sie von dem Hunde, Herr Wildmeister, ist das Thier wohl preiswürdig, betrachten Sie es genau," sagte Herr von Truchseß, während der nebenstehende Hausknecht mit einer großen Stalllaterne Feldmann im rechten Lichte erscheinen ließ.

Der Haselsteiner betrachtete den Hund nach allen Seiten hin, er untersuchte den Behang, das Gebiß und die Läufe; mit größter Aufmerksamkeit beobachtete er jede Bewegung Feldmanns. Nach einer Weile ruhiger Forschung sprach er halblaut: „Feldmann, hm, sonderbar, gerade wie mein treues Thier" .... und schien eine daran sich knüpfende bittere Erinnerung zu verschlucken.

„Lassen Sie doch einmal den Hund apportiren, gnädiger Herr!" bat der Wildmeister. Der Versuch wurde augenblicklich gemacht.

„Das ist ein trefflicher Hund, wer hat denselben dressirt?“ sagte jetzt mit erhobener Stimme der Wildmeister.

„Der Hofjäger Hasenstab,“ entgegnete Junker Truchseß.

„Hab es mir doch gleich gedacht, ja was aus dem seiner Lehre kommt, hat gewiß etwas gelernt; das ist ein Rüdenmeister, so gibt's nicht viele; was soll der Feldmann kosten, Herr Baron?“

„Gar nichts, bester Herr.“

„Wie, also ein Geschenk? da gratulire ich Ihnen von Herzen.“

„Nein, Herr Wildmeister! ich gratulire Ihnen, der Hund soll Ihren Feldmann ersetzen, das wird meine größte Freude seyn.“

Der Haselsteiner wußte nicht, wie ihm geschehen war, er fiel dem Junker um den Hals und küßte ihn. „Das ist zu viel, zu viel! nein, das muß meine Frau und Röschen wissen,“ rief er einmal über das anderemal und machte Anstalten, den Baron schwebend die Treppe hinauf in den Saal zu tragen, wenn Jener nicht dem Wildmeister zuvorgekommen und vorausgeeilt wäre, um sich den stürmischen Freudebezeigungen des Waidmannes zu entziehen.

Röschen und ihre Mutter hatten im Nebenzimmer Platz genommen, um mit den übrigen Ballgästen sich etwas zu erfrischen. Es ging recht heiter und lebhaft in dem frohen Kreise zu, der hier versammelt war; die Mädchen scherzten und kicherten mit einander, ihre Mütter tauschten wechselseitig ihre Erfah-

rungen über Führung des Hauswesens aus, hier und da riefen die Witze eines guten Gesellschafters schallendes Gelächter hervor. Ein weit gereister Herr fesselte seinen Zuhörerkreis durch die Schilderung des wilden Mannes, den er auf der letzten Messe zu Frankfurt gegen billiges Eintrittsgeld gesehen und schien sehr entrüstet zu seyn, als ein Gutsbesitzer aus der Umgegend ihn ganz unbefangen fragte, ob er auch schon einen lebenden Bären gesehen habe. Der Jagdjunker nahm zwischen Röschen und ihrer Mutter Platz; er nahm die Versicherung der Frau Wildmeisterin entgegen, daß man im Forsthause zu Haselstein Seiner noch in freundlichster Weise gedenke und die Hoffnung hege, er werde recht bald wieder dort Einkehr halten.

Es währte nicht lange, so riefen die Klänge der Musik zu einem neuen Tanze. Der Waldhornist blies aus Leibeskräften; Sandmüller arbeitete auf seiner Geige, daß man glauben sollte, die Saiten müßten springen. Röschen, das vorhin dem Forstadjunktus von Schleida den Tanz versagt hatte, flog im Reigen mit dem fürstlichen Jagdjunker dahin, und manche Mutter, deren Tochter sehnsüchtig, aber vergeblich auf einen Tänzer wartete, mochte eben nicht sehr vergnügt darüber seyn, daß der Tochter des Wildmeisters eine solche Auszeichnung zu Theil wurde und der hochadlige Junker sich so freundlich gegen das bescheidene Mädchen benahm.

Der Wildmeister ließ es seinerseits an Aufmerksamkeit gegen den Sohn seines obersten Vorgesetzten

nicht fehlen, er bot alles auf, um Herrn von Truchseß den Abend so angenehm wie möglich zu machen. Die Laune des alten Jägers schien die beste zu seyn, bis sie plötzlich durch einen Zwischenfall getrübt wurde, dessen Zusammenhang von den Anwesenden wohl errathen, aber nicht ergründet werden konnte.

Wolfmaier, den wir nach der Schenke gehen sahen, mochte über eine Stunde dort verweilt haben. Seine Unterhaltung mit dem neben der Schenke sitzenden Kaltschnee wurde immer lebhafter, je stärker seine Rechnung wurde, so daß der Stadtschreiber, dem leicht ein Irrthum bei seinem Geschäfte unterlaufen konnte, plötzlich mit bemerkbarer Verlegenheit an den Forstadjunktus die Frage richtete: „Ist das nicht die fünfte Flasche, Herr Wolfmaier, die Sie sich eben reichen lassen?“ worauf der Angeredete die Frage mit dem geistreichen Zusatze bejahte: „Es sey nicht alle Tage Kirmeß und so guten Wein bekomme man nicht immer,“ was Kaltschnee bestätigte.

Endlich erhob sich der junge Zecher und schritt dem Tanzsaale zu, in dessen halbgeöffneter Thüre er Platz nahm, einen unfreundlichen Blick in das Getümmel werfend. Der Wildmeister von Haselstein gewahrte den Adjunktus und schritt auf ihn zu mit der Frage: „Aber, mein lieber Wolfmaier, wo stecken Sie den ganzen Abend, ich habe Sie ja seit unserem ersten Zusammentreffen nicht wieder zu Gesicht bekommen.“

Der Angeredete warf einige unverständliche Worte hin, es begann eine leise Unterredung zwischen ihm

und dem Wildmeister; als sie beendigt war, ging der Haselsteiner raschen Schrittes und die Hände reibend durch den Saal hin und her, düstere Falten lagerten sich auf seiner Stirne, man konnte sie deutlich wahrnehmen, obgleich der Wildmeister besonders seinem adligen Gaste gegenüber immer noch ein freundliches Gesicht anzunehmen sich bemühte. Es folgte eine Pause, Röschen wurde während derselben von ihrem Vater in das Nebenzimmer gerufen, welches die erfrischten Gäste geräumt hatten. Das Mädchen kam zurück und war für den Rest des Abends traurig gestimmt, die freundlichste Zusprache des Junkers Truchseß wie der übrigen Gäste vermochte sie nicht zu erheitern; das munterste Stücklein der Musikanten konnte ihre Trauer nicht verscheuchen. Die Stunde, wo der Kehraus getanzt wurde, nahete heran, die Tochter des Wildmeisters tanzte noch einmal mit dem Baron.

Man ging aus einander, Verbeugungen und Wünsche, daß es recht gut bekomme und man recht bald wieder sich so fröhlich zusammenfinden möge, folgten und wollten kein Ende nehmen; mancher Herr hatte Mühe, seine Angehörigen zum Einsteigen in den schon stundenlang harrenden Korbwagen zu bewegen. Junker Truchseß begleitete die Familie des Wildmeisters bis zu ihrem Wagen, er hatte kurz vor dem Ende der Festlichkeit eine längere Unterredung mit Röschens Mutter geführt, vielleicht hatte er die Ursache der traurigen Stimmung des Mädchens erfahren.

Die frommen Schwestern des Benediktinerinnen=klosters zu Fulda läuteten zur Frühmette, als der Junker wieder zur Stadt einritt, in einer Stunde hatte er den vierstündigen Weg zurückgelegt.

III.

Heilige drei Könige! das ist ein schönes Fest. Mitten in den Winter fällt es, wo man im trauten Zimmer beim warmen Ofen sitzt und Bohnenkönigs spielt; wer das Stück Kuchen mit der Bohne erhält, ist König. Das ganze Jahr hindurch freut sich die Jugend auf diesen Tag, um Allen Glück zu wünschen, die Kaspar, Melchior oder Balthasar heißen; wenn es deren Viele gibt, so fallen auch die Spenden für die Gratulanten reichlich aus. In Fulda war dieser Feiertag vor Zeiten den Knaben besonders lieb. Da vereinigten sich ihrer je drei, kleideten sich, so gut es gehen wollte, in morgenländische Tracht, und Einer von ihnen nahm die Farbe eines Mohren an. Auf einem Stocke trugen sie einen Stern von Goldpapier; wenn der Abend kam, gingen die kleinen Orientalen in die Häuser der Bürger wie der vornehmen Leute und sangen:

Drei Weisen wohlbekannt,
Die zogen durch alle Land 2c.

Dann wurde die Thüre geöffnet, die jungen Sänger hereingerufen, mit Neujahrswecken, Aepfeln

und Wallnüssen von den Hausbewohnern beschenkt und freundlichst entlassen. Nicht in allen Wohnungen fanden die kleinen Pilger diese Aufnahme, es gab auch Fälle, wo sie ihrem sonst so frommen und sanften Benehmen ganz zuwider aus den Häusern mit dem Rufe sprangen: Am Armenhof! Die Pilger waren zu einem Knicker gekommen!

Der festliche Tag war wieder erschienen, sein Januarmorgen brachte Kälte und Duft, die Landschaft um Fulda trug das volle weiße Gewand des Winters, spät erst brach die Mittagssonne aus dem Gewölk hervor, ihre Strahlen vergoldeten die Kreuze auf den zahlreichen Kirchthürmen, aber die Schneedecke auf den Dächern vermochten sie kaum leise zu lüften, ihr Schein hatte eine stark röthliche Färbung, ein Zeichen, daß strenge Kälte am Abende folgen werde. Aber die spärlichen Blicke des südlichen Gestirns hatten doch viele Menschen aus allen Klassen der Bevölkerung ins Freie gelockt, ganze Schaaren zogen durch das Florenthor und kehrten durch dasselbe in die Stadt zurück. Man ging nach der Kirche der Kapuziner auf einer kleinen Anhöhe am südlichen Ende der Stadt, dort war die schönste Weihnachtskrippe ausgestellt, auf der heute zum ersten Male die heiligen drei Könige erschienen. Wohlhabende Bürger, in weite blaue Mäntel gehüllt, die sie nach Art einer römischen Toga zu tragen wußten, kamen des Weges. Sie hatten nach ächt christlichem Gebrauche der Mittagsandacht in der Klosterkirche beigewohnt, und waren nun im Begriffe, nach einem Weinhause zu gehen, um bei einem billi-

gen, aber guten Schoppen über Angelegenheiten des Hauses und des Gewerbes ein Stündchen zu plaudern. Eine kurze Strecke hinter den ernsten Männern ging eine Schaar kleiner Mädchen; die Kinder sprachen recht eifrig mit einander.

„Aber Bärbchen! hast du denn das liebe Jesukind in der Krippe recht betrachtet?" fragte das eine der Kinder.

„Freilich," sagte das andere; „aber weißt du auch, wer der Mann ist, der neben der Krippe steht?

„Das sollt' ich nicht wissen? Ist ja der heilige Joseph, der Pflegvater vom Herrn Jesus, der ein Zimmermann war wie mein Vater; ich hab' ihn ja zu Hause auf dem Bildchen, das mir der Bruder Florian oben aus dem Kloster geschenkt hat, als er das letzte Mal bei uns war."

„Evchen, was hast Du dem Schäfer auf seine Schippe gelegt, die er Einem vorhält?" fragte eine Andere unter den kleinen Kirchgängerinnen.

„Einen Dreier hab' ich geopfert, das ist genug für mich, und die Mutter hatte mir auch nicht mehr gegeben, als ich von Hause wegging; aber das große Mädchen, welches hinter uns herkommt und das so lange vor dem Krippchen knieete und betete, hat ein großes Geldstück gegeben, ich hab' es selbst gesehen."

Wenige Schritte hinter den Kindern ging wirklich das große Mädchen. Es war eine blühende Jungfrau von überaus sanften Gesichtszügen; ihr Gang, ihre ganze Haltung verrieth hohe Züchtigkeit und Bescheidenheit. Die Vorübergehenden schienen

das Mädchen eben so wenig zu kennen, als jene Kinder; das Fräulein schien auch wenig um die Vorübergehenden sich zu kümmern und noch von der andächtigen Stimmung durchdrungen zu seyn, mit der sie vor der Krippe in der Klosterkirche gekniet hatte. Selten erhob sich ihr Blick, ihre Augen waren auf ein Buch mit Saffianeinband und silbernen Schließern gerichtet, das sie in ihren Händen trug, welche Stauchen mit Otterpelz verbrämt gegen die Kälte schützten.

Am Florenthore blieb das Fräulein einen Augenblick stehen. Ein altes Mütterchen, das seinen Kopf in ein dunkles Tuch gehüllt hatte und ihr abgetragenes Mäntelchen recht an sich zog, um den empfindlichen Frost von sich ferne zu halten, trippelte daher.

„Seyd Ihr es nicht, Remmertin?" sagte das Mädchen zu der ärmlich gekleideten Frau.

„Ei, Jungfer Röschen, fast hätte ich Sie nicht gekannt; aber so geht es, wenn man alt wird; daß Sie mich aber gleich wieder erkannt haben — hätt' es nicht gedacht. Wie kommen Sie denn hieher und was macht Ihre gute Frau Mutter?" sagte die Alte, deren Rede häufiges Pusten unterbrach.

„Ich bin eben für einige Tage zu Besuch bei meiner Tante und da habe ich den Mittag benützt, um zu den Kapuzinern zu gehen; Ihr wollt wohl auch hinauf gehen?"

„Ja," sagte die arme Frau, „was kann man Besseres thun, als dem lieben Herrgott danken, daß er Einem in der Armuth so große Wohlthäter bescheert; will eben sehen, daß ich, wenn die Herren

die Vesper gesungen haben, den Pater Hermann Joseph in der Pfortenstub' einen Augenblick sprechen kann; muß mich viel tausend Mal bei ihm bedanken, er sorgt für mich wie ein Sohn für seine Mutter und hat mir in meiner schweren Krankheit zwei Wohlthäter verschafft, denen ich es mit zu verdanken habe, daß ich heute zum ersten Male wieder ausgehen kann, um in der Kirche meine Andacht zu verrichten. Gehe doch nirgends lieber hin, als zu den Kapuzinern, seit Jahren bin ich es gewohnt, und für die Leute in der Ohmgasse bleibt es immer die Lieblingskirche."

„Darf ich wohl fragen, wer jene beiden Wohlthäter sind?" fragte das Mädchen.

„Ja, gülden Herzkind! das dürft Ihr wissen: der Eine ist Sr. Hochwürden Gnaden der Herr Propst auf dem Johannisberge, und der andere sein Vetter, der junge Herr von Truchseß, des Oberforstmeisters Sohn."

„Der Baron Truchseß also," fiel das Mädchen ein; „ist das so ein guter Herr, und seyd Ihr vielleicht in seines Vaters Hause bekannt?"

„Das nicht, schönstes Fräulein; früher habe ich den adeligen Herrn gar nicht gekannt, aber im vorigen Sommer ist der Pater Vikari aus dem Kloster einmal dem Junker begegnet; sie sind eine Strecke mitsammen gegangen und im Verlaufe des Gesprächs hat der Herr Pater dem Junker meine Noth und Verlassenheit erzählt, so greift der junge Herr, wie er das hört in die Tasche, gibt dem Ehrwürden

einen Vierundzwanziger für mich und sagt, er wolle noch mehr thun. Das hat er nur zu gut gehalten; während meiner ganzen Krankheit, die bis zum Advent dauerte, ist mir jede Woche zweimal mein vollständiges Essen aus des Oberforstmeisters Hause geschickt worden, und der Herr Baron ist mit seiner Frau Mutter, die eine so vornehme Dame ist, sogar in mein armseliges Stübchen gekommen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich die Beiden so schön getröstet haben. Ja der Baron Truchseß ist ein feiner und herzensguter Herr, er hat nichts von dem Stolze, wie ihn sonst die Adeligen haben, und beim Fürsten gilt er sehr viel, wie mir gesagt worden ist; es wird nicht lange dauern, so wird er adeliger Oberförster, und dem Fräulein ist zu gratuliren, die einen so braven Herrn zum Manne bekommt."

Röschen hörte aufmerksam die Schilderung der alten Frau an.

„Aber sehet einmal," fuhr die Alte mit erhobener Stimme fort, „wie man doch im gemeinen Sprüchwort sagt: Wenn man vom Hasen spricht, ist er in der nächsten Hecke; da kommt ja eben der Junker her; schauet dort auf den Weg neben des Kellermeisters Garten, der Mittelste von den drei Reitern — ich erkenne ihn an seinem weißen Schimmel — gebt Acht, Fräulein, der Junker kennt mich."

Drei Reiter trabten auf dem Wege, der zwischen Gärten hindurch um die Stadt führte, daher; jetzt gab der Mittelste von ihnen dem Pferde die Sporen und sprengte seinen Gefährten voran; er

traversirte mehrmals mit seinem stattlichen Schimmel und ließ ihn dann wieder im Paradeschritt gehen, als wolle er die Aufmerksamkeit der in der Nähe Befindlichen auf sich und das Pferd lenken, und doch war in diesem Augenblick Niemand in der Nähe außer Röschen und jener Alten, die neben dem Eingange zum Florenthore standen. Als der Reiter fast bis an das Thor gekommen war, warf er Röschen einen Gruß mit der Hand zu, und schnell waren Roß und Reiter durch das alterthümliche Thor verschwunden.

„Ei, ei, Fräulein, das hat Euch gegolten!" rief freudig die Remmertin, deren Stimme heftiger Husten unterbrach, bis sie mit Anstrengung fortfuhr: „aber woher kennt Euch denn der Baron?"

Das Mädchen war ganz verlegen; endlich sagte es mit bewegter Stimme: „der Junker war im vorigen Herbste mit Sr. fürstbischöflichen Gnaden bei uns in Haselstein."

„Ja, das ist ein Staatsherr, der Baron Truchseß, mein Sir! *) Röschen, so ein Fräulein wie Ihr, das paßte für den braven Junker, wenn er demnächst Oberförster wird und sich einen Hausstand gründet. An so einem Ehepaar hätt' ich meine Herzensfreude. Ihr seyd gerade so gut und so sanftmüthig wie der junge Herr, und daß Ihr nicht von Adel seyd, ist ja wohl auch nicht erheblich."

Das Mädchen erröthete. „Laßt das, Remmertin," sagte sie nach einer Pause mit weicher Stimme,

*) Ein Provinzialismus, der als Betheuerungsform gebraucht wird.

„ich habe kein Verlangen, über meinen Stand erhoben zu werden und bin auch viel zu einfach erzogen, als daß ich für eine so vornehme Verbindung paßte; außerdem freien die Adligen niemals aus ihrem Stand. Wir wollen lieber von etwas Anderem reden; kommt Ihr noch manchmal zu meiner Tante?“ Noch eine ganze Weile unterhielt sich das gute Mädchen mit der armen Frau über ihre Verhältnisse, und schien sichtlich erfreut, daß sie in ihrem Elende so viel Unterstützung gefunden habe, besonders aber im Truchseß'schen Hause, dessen Angehörige die Alte nicht genug loben konnte. Endlich setzte die Frau ihren Weg nach dem Kloster fort.

Der Schnee war geschmolzen; nur in einigen Schluchten des Rhöngebirges lagen noch einzelne mit schmutziggrauer Kruste bedeckte Schichten und harrten der Julitage, die sie verdrängen sollten. Recht freundlich schien die volle Maisonne wider die Spitzbretter des Forsthauses zu Schwarzbach, und milde Frühlingslüfte säuselten mit erquickendem Hauche in jungen Linden, welche des Revierjägers sorgsame Hand vor dem Eingange seiner friedlichen Wohnung gepflanzt hatte. In dem Laube der Bäume zwitscherte lustig ein Sperling, mit lauter Stimme, seine auf dem Hofe umherflatternden Kinder einladend, sich mit ihm des erquickenden Schattens zu freuen. Ringeltauben saßen auf dem Firste des Hauses und machten zierliche Verbeugungen gegen einander, hie und da schoß

eines der sanften Thiere in den Hof nieder, um ein verlorenes Korn zu suchen. Das Fenster in der unteren Stube des Jägerhauses war halb geöffnet; die warmen Strahlen der Mittagsonne fielen hinein; der Zweig eines nebenstehenden, vollblühenden Kirschbaumes hatte sich einen Weg durch das Fenster gesucht und schien die arme Kranke grüßen zu wollen, die seit zwei Monaten schon in der Stube auf ein schmerzliches Lager gefesselt war. Die brave Gattin des Revierjägers lag an der Gicht darnieder; mehrmals schon hatte sie das schwere Leiden befallen; eine Erkältung, im vorigen Winter zugezogen, hatte die Krankheit auf's Neue herbeigeführt und schwerer als je litt die fromme Dulderin. Zum Glück fehlte es der Leidenden nicht an sorgsamer Pflege; ihr guter Christian, der Revierjäger, ein schlichter aber höchst rechtschaffener Mann, bot Alles auf, um seinem kranken Weibe Linderung in ihren schweren Leiden zu verschaffen. Er konnte freilich nicht viel zu Hause seyn, denn sein Amt rief ihn fast täglich in den Wald; aber so oft er nach Hause kam, brachte er seiner leidenden Gattin etwas mit, was sie erfreute; bald einen Strauß würzig duftender Maiblumen, oder ein paar Reinetteäpfel, die eine mildthätige Bäuerin über den Winter bewahrt hatte und nun der Frau Revierjägerin zur Erquickung schickte. Und wie glücklich war der gute Mann eines Tages, als er mitten in der vollen Mittagshitze von H...... zurückkehrte und aus seinem Pürschranzen zwei sorgfältig eingewickelte Apfelsinen hervorholte, die ihm der Löwen-

wirth beim Weggehen für die kranke Frau mitgegeben hatte; eine um so anerkennenswerthere Gabe, als die seltene Frucht ursprünglich zu einer Bowle Maiwein bestimmt war, welchen um diese Zeit der Löwenwirth zuweilen bereitete, wenn besonders werthe Gäste zu ihm kamen. Die beste Pflegerin aber hatte die Kranke an ihrer Pathin; Röschen war von Haselstein herübergekommen und versah das edle Amt einer Krankenwärterin.

Man sah es dem Zimmer, worin die Gichtkranke lag, gleich beim Eintreten an, daß hier eine weibliche Hand mit der jenem Geschlechte eigenthümlichen Sorgfalt waltete; Alles hatte ein so sauberes Aussehen. Der schwere Ahorntisch in der Mitte des Zimmers war so blank gescheuert, daß man mit dem Finger darüber fahren konnte und kein Stäubchen setzte sich an. Die Blumen am Fenster waren so gut gepflegt wie sonst, wenn ihre Pflegerin in gesunden Tagen die Erde um die Stöcke auflockerte und begoß. Zwei stattliche Geranien vergitterten mit ihren Blättern fast das eine Fenster; zwischen beiden Stöcken blühte eine Sinarose bescheiden, aber höchst gefällig in ihrem Topfe, dessen Erde Moos überdeckte.

An dem einen Ende des Bettes, worin die Leidende lag, saß Röschen, mit Stricken beschäftigt; es war kein lebendes Wesen weiter in dem Zimmer, eine Bachstelze ausgenommnn, die eben in einem kleinen hölzernen Gefäße ihr Bad genommen hatte und nun durch das Zimmer hüpfte, die nassen Federn ausschüttelnd und ganz zutraulich sich dem Kranken-

bette nähernd, als wolle der kleine Vogel seine Theilnahme der armen Frau bezeigen.

Die Revierjägerin schaute unverwandten Blickes auf Röschen, das emsig die Stricknadeln zwischen den Fingern hin- und hergleiten ließ, und den halb vollendeten Baumwollstrumpf heute noch zu Ende bringen zu wollen schien. Endlich sagte die Kranke: „Ich weiß nicht, liebes Kind, Du kommst mir seit einiger Zeit so verändert vor. Deine frühere Munterkeit ist ganz verschwunden; wenn Du früher bei uns warst, sangst Du oft ein schönes Lied oder erzähltest uns eine lustige Geschichte; jetzt bist Du immer so still und in Dich gekehrt; was ist die Ursache davon? Deine Umwandlung ist mir schon oft aufgefallen.“

„Ach!“ seufzte das Mädchen und schwieg.

„Wenn Du ein Herzleid hast, kannst Du mir es anvertrauen; Du bist zwar nur meine Pathin, aber ich habe Dich so lieb wie mein eigen Kind. Ist denn vielleicht Unfriede in Eurem Hause; es geht doch sonst bei Euch immer so christlich und friedsam her, und wenn nicht die Jägersleute manchmal zu Euch kommen und ein wenig Lärm machen, so ist es in der Wildmeisterei zu Haselstein so still wie in einem Kloster.“

„Liebe Pathin! ich wünschte wohl, daß ich in einem Kloster und dieser Welt ganz entzogen wäre; hab' schon oft darüber nachgedacht, wie die Schwester meiner Tante, die Jungfer Xaveria, im unteren Kloster zu Fuld' so glücklich und zufrieden ist; die sucht ihrem himmlischen Bräutigam zu gefallen, und

ich soll Einem aus dieser Welt zu gefallen suchen, den ich nicht leiden mag und kann."

„Nicht wahr, Du meinst den Wolfmaier in Schleida? ich hab' es mir doch gleich gedacht."

„Ja," bestätigte Röschen. Häufige Thränen netzten das Strickzeug.

„Das ist freilich eine schwere Angelegenheit für Dich. Besteht Dein Vater noch immer darauf, daß Du den Forstwart nehmen sollst?"

„So ein guter Mann er sonst ist, beharrt er doch immer noch auf seinem Wunsche, und jetzt um so mehr, als gewiß scheint, daß der Wolfmaier noch in diesem Sommer Propsteijäger in Holzkirchen wird."

„Das hat auch mein Christian neulich erzählt; der Oberforstmeister von Truchseß hat den Forstwart dem Herrn Propst in Holzkirchen sehr empfohlen."

„Wie, der Oberforstmeister von Truchseß? das kann nicht seyn, liebe Pathin, da habt Ihr Euch gewiß verhört."

„Nein, ich erinnere mich ganz deutlich, der Oberforstmeister hat den Wolfmaier bestens empfohlen, und dieser ist vor vierzehn Tagen selbst in Holzkirchen gewesen, um sich dem Herrn Propsten vorzustellen und mündlich um die Jägerstelle zu bitten, die ihm auch zugesichert worden seyn soll."

„Dann hat es der Oberforstmeister ohne Vorwissen seines Sohnes, des Jagdjunkers, gethan; der hätte seinem Vater gewiß klaren Wein über den Forstwart eingeschenkt, denn er kennt ihn."

„So, so — —" sagte die Kranke, „also der

Junker kennt den Wolfmaier auch; ich dachte, er wäre nur im Ulstergrunde und in unsern Bergen bekannt; wir kennen ihn freilich besser, als ihn Dein Vater zu kennen scheint; aber der Forstwart meidet auch das Jägerhaus in Schwarzbach und macht lieber einen Umweg, als daß er an unserm Fenster vorbeigeht. Aber, liebes Röschen! da wir doch einmal auf den Junker Truchseß zu sprechen gekommen sind, darfst Du mir eine neugierige Frage nicht verargen. Ist es denn wahr, daß der Junker Dir so zugethan ist und Dir dieser adlige Herr auch lieber wäre als der Wolfmaier? Du darfst ganz offen darüber mit mir reden."

Das Mädchen schwieg; sie lehnte ihren Kopf an den Eckpfosten des Bettes und weinte bitterlich; endlich faßte sie sich, reichte ihrer Pathin die Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Ach liebe Pathin! ich gestehe es Euch, wenn ich Jemand in der Welt lieben und Jemand meine ganze Zuneigung besitzen könnte, so wäre es der Baron Truchseß, dieser herzensgute Mensch, der adelig ist seiner Geburt und seinem Herzen nach. Ihm würde ich gerne meine Hand reichen; aber daran ist nun einmal nicht zu denken, es stehen zu viele Hindernisse in dem Weg; der Junker Heinrich hat sie zu beseitigen versucht und versucht es noch; aber es wird vergeblich seyn. Dem Willen seiner Eltern darf er sich nicht widersetzen und meinestheils will ich nicht Schuld seyn, daß in dieser so ehrenwerthen Familie Zwietracht entsteht.

Der Himmel wird mich stärken, daß ich mein Leid und meinen Schmerz ertragen kann."

Die Frau des Revierjägers wurde von den Worten ihrer jungen Pathin tief ergriffen; das Leid Röschens ging ihr so zu Herzen, als wenn sie es selbst zu tragen hätte, und obgleich die Schmerzen ihres gichtischen Leidens heftig ihre Glieder zerrten, so wollte sie doch eben Worte lindernden Trostes an das Mädchen richten, als dieses ihr mit der Frage zuvorkam: Aber sagt mir, liebste Pathin, wo habt Ihr von der Zuneigung des Junkers zu mir gehört?

„Das war ganz zufällig, bestes Kind," erwiederte die Angeredete; „ist etwa ein Monat her, da war der Leopold, des Wildmeisters von Utrichshausen Sohn, welcher bei dem Oberförster in Dammersbach zur Aushülfe ist, bei uns. Er wollte gerade nach Fulda gehen, um im Secretariate des Oberlandforstamts zu arbeiten; denn er ist in der Feder sehr geschickt. Weil die Zeit schon vorgerückt war, als er ankam, ließen wir ihn nicht weitergehen und Leopold übernachtete hier. Abends saß er und mein Mann in der Nebenstube und verhandelten über Angelegenheiten ihres Amtes; ich saß hier in dem Zimmer und war eingeschlafen; als ich wieder erwachte, hörte ich, daß die Beiden laut von dem Wolfmaier sprachen und auch Deinen Namen nannten; ich konnte deutlich vernehmen, wie Leopold, der auf den Forstwart nicht gut zu sprechen zu seyn schien, sagte: „Ich kenne den Baron Truchseß so genau, wie ihn Keiner mehr kennt; er ist seit Jahren mein Freund und ein

Ehrenmann; seine Neigung zu dem Röschen ist keine vorübergehende Tändelei, er hat mir selbst gesagt, als ich ihn das letzte Mal in Fulda besuchte, „entweder das Röschen wird die Meinige oder ich bleibe ledig!“ und gebet Acht, er setzt sein Vorhaben durch, er ist kein Mann, der wankt und schwankt, lieber gibt er seine Stellung bei Hofe auf.“

„Ach er setzt es nicht durch!“ — sagte das Mädchen; „und so lieb er mir ist, soll er meinethalben seine Laufbahn und seine Aussichten auf eine glänzende Zukunft nicht aufgeben. Ich kenne nur zu gut die Ansichten, welche in seiner Familie herrschen; durch meine Tante habe ich Alles erfahren. Die Mutter des Barons, eine sonst hochachtbare Dame, wünscht nicht, daß die lange Reihe ihrer rein adligen Familienglieder durch eine bürgerliche unterbrochen werde. Vor nicht langer Zeit ist die Frau Oberforstmeisterin zu meiner Tante gekommen und hat mit derselben lange über diese Sache gesprochen. — „Ich achte das Mädchen sehr und habe nur Gutes von demselben vernommen,“ sagte sie zu meiner Tante, „aber Sie werden selbst einsehen, daß eine“ — nun wie sagte doch die gnädige Frau — richtig „eine Mésalliance zwischen meinem Sohne und einer Tochter bürgerlicher Eltern mir und meinem Gemahl nicht erwünscht seyn kann. Unsere Familie verliert sonst die Stiftsfähigkeit, und außerdem lebt im Rheingau eine Freundin von mir, die Wittwe eines kurmainzischen Geheimerathes, sie hat eine einzige Tochter: ich habe meiner Freundin zugesagt, daß Heinrich,

wenn er adliger Oberförster wird, das Edelfräulein zur Gattin nehmen soll, zumal dasselbe eine weitläufige Verwandte von uns ist." — So sprach sich die Mutter des Barons aus; Letzterer ist freilich entschieden gegen dieses Projekt. Als ich vor Kurzem in Fulda war, um die Einkäufe für Euch zu besorgen, da kam der Junker zu meiner Tante; ich sprach ihn hier zum dritten Male, seit ich ihn kenne. Er redete von seiner Zuneigung zu mir und sagte mir, wie glücklich er an meiner Hand seyn würde. Ich kam in die größte Verlegenheit über diese Rede, denn ich hatte nicht gedacht, daß der hochadlige Junker, den ich zum ersten Male zu Haselstein im Gefolge Sr. hochfürstlichen Gnaden gesehen hatte, wirklich an eine Heirath mit mir, der Tochter bürgerlicher Eltern, denke. Als er nun im Beiseyn meiner Tante davon sprach, entgegnete ich ihm bescheiden, er möge erwägen, daß seine Eltern gegen eine solche Verbindung seyen und ihre Zustimmung dazu versagten, zumal ja schon eine Braut für ihn bestimmt sey. Da sprang der sonst so sanfte Mann von seinem Sitze auf, ging mehrmals mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab und sagte endlich: „Röschen! glauben Sie, man werde mich nöthigen können, eine Verbindung einzugehen, die gegen meinen Willen ist?"

„Was erwiedertest Du ihm hierauf?" fragte die Pathin.

„Ich sagte ganz freundlich zu ihm: „Lieber Herr Baron! Ihre erste Pflicht ist es, den Eltern zu gehorchen, meinetwegen sollen Sie diese heilige Pflicht

nicht übertreten; folgen Sie dem Willen Ihrer Eltern, ich werde dessenungeachtet Sie stets hochschätzen, und die Verehrung, welche Sie gegen mich hatten und deren ich nicht würdig war, nie vergessen, wenn ich Sie einst in einer hohen Stellung und einer Ihrer Herkunft entsprechenden Verbindung glücklich sehen sollte." Ach, liebe Pathin, es ist mir schwer, sehr schwer geworden, dem guten Menschen das zu sagen, aber ich hielt es für meine Schuldigkeit; weiß ich doch aus der Christenlehre, daß es Sünde sey, gegen den Willen der Eltern sich zu verheirathen."

„Du hast recht gethan, liebes Kind! sehr recht; aber nahm der Junker Deine Einwendung ruhig hin?"

„Das freilich nicht; er sagte mit sanftem Lächeln: „Röschen, Sie wollen mir Moral predigen; nun Ihre Bedenken sollen gehoben werden, ohne daß ich den Gehorsam gegen meine Eltern verletze, der Propst auf dem Johannisberge vermag auch noch etwas in unserem Hause." — Was der Junker damit sagen wollte, weiß ich nicht und mochte auch nicht weiter darüber fragen."

„Nun, ich will Dir einen guten Rath geben: überlasse die ganze Sache der Fügung des Himmels und gräme Dich nicht zu sehr. Wenn ich Dir so recht meine Meinung sagen soll, so glaube ich gerade nicht, daß Du durch eine Heirath mit einem Adligen sehr glücklich seyn wirst. Leute dieses Standes haben immer etwas Eigenes in ihrem Wesen; schon das gemeine Sprüchwort sagt: Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen! es ist viel Wahres daran.

Du würdest unter den Angehörigen und Verwandten des Barons immer als nicht ebenbürtig betrachtet werden und so ein Gefühl ist peinlich. Was ist es denn aber, was Dir am meisten an dem Wolfmaier mißfällt?"

„Das will ich Euch geradezu sagen, liebe Pathin: Wolfmaier hat wenig oder gar keine Religion. Meine gute Freundin Agatha, des Försters in Schleida Tochter, hat mir erzählt, er gehe oft mehrere Sonntage nach einander nicht in die Kirche, und zu Hause lese er Bücher, worin Spöttereien über unseren Glauben vorkommen; der Herr Pastor habe ihn deßhalb auch schon zur Rede gestellt. Man spricht sogar davon — doch dürft Ihr es nicht weiter erzählen — Wolfmaier halte es mit den Freimaurern, und wenn er nach Fulda komme, gehe er Abends in das Storchenwirthshaus in der Judengasse, wo jene Gesellschaft ihre geheimen Zusammenkünfte hält. Es sind vornehme und hochgestellte Herren bei dieser Verschwörung; jeder von ihnen hat einen besonderen Namen, so soll, wie meine Tante erzählte, der Geheimerath Biersack „Crescens" heißen, der Regierungsadvokat Müllner werde „Bruder Aureolus" genannt. Diese Leute unterstützen einander und nach allen Seiten hin haben sie Einfluß; am Ende ist der Wolfmaier auch von ihnen dem Herrn Oberforstmeister empfohlen worden. Es überläuft mich, wenn ich daran nur denke, daß er mit solchen Menschen Umgang hat, die gar nichts glauben und ein neues Reich stiften wollen, worin es keine Fürsten und keine Geistliche mehr gibt."

„Nun, liebes Röschen, man muß gerade nicht Alles glauben, was erzählt wird; vielleicht reden die Leute dem Forstwart Manches nach, was gar nicht wahr ist. Von seinen losen Streichen habe ich schon viel gehört; nun, in der Jugend macht Mancher tolle Streiche und wird in späteren Jahren ein recht braver Mann; aber daß Wolfmaier auf Religion nichts halte, ist mir doch niemals mitgetheilt worden, und während er in hiesiger Gegend bei der Forstvermessung beschäftigt war, ist er regelmäßig jeden Sonntag bei dem Pfarrgottesdienste erschienen. Ueberhaupt konnte man über sein Betragen im Allgemeinen keine Klage führen; gegen mich war er immer recht bescheiden und höflich; nur mein Mann behauptete oft, der Forstwart wolle Alles besser wissen und sey zu Händeln sehr geneigt. Sein Verhältniß zu Christian war nichts weniger als freundlich und seit jener Zeit ist auch Wolfmaier nie wieder in unserm Hause gewesen. Es ist manchmal der Fall, daß solche Leute ihre übeln Neigungen durch den Einfluß eines braven Weibes ablegen; derartige Beispiele habe ich schon mehrere erlebt; vielleicht wäre es auch bei dem Forstwart der Fall, wenn Du den Entschluß fassen könntest, dem Willen Deines Vaters nachzugeben und dem künftigen Propsteijäger Deine Hand zu reichen. Das Opfer, welches Du dem Willen Deines Vaters brächtest, würde vielleicht nicht unbelohnt bleiben!“

„Ach, zu einem solchen Entschlusse gehört viel, unendlich viel, liebe Pathin! Der Unterschied zwischen

dem guten und wahrhaft edlen Junker Heinrich und dem Wolfmaier ist gar zu groß. Wenn es nicht möglich ist, daß die Eltern des Barons ihre Zustimmung geben — und das wird schwerlich der Fall seyn — will ich lieber bei meinen Eltern bleiben und dieselben in ihren alten Tagen pflegen, wie ich das als Kind schuldig bin....." Die Worte des guten Mädchens wurden unterbrochen; Pferdegetrappel ertönte im Hofe, Röschen eilte an's Fenster; „der Herr Doktor kommt," sagte sie.

In die Stube trat ein Mann von untersetzter Statur und wie es schien vorgerückteren Lebensjahren. Sein Haupthaar war bereits stark mit Grau gemischt, aber jugendliches Lächeln strahlte auf dem Gesichte dieses Sechzigers, sein freundliches Schmunzeln mußte selbst einen ganz trüb gestimmten Kranken aufheitern. Mit der Schnelligkeit eines Jünglings drehte sich der Herr auf den Fußspitzen herum, immer freundlich nickend und fünfmal hinter einander einen „guten Abend" und „Glück ins Haus, Krankheit 'naus" wünschend. Es war der Cent- und Stadtphysikus von Geisa *), Herr Joseph Baldewein, der Arzneigelahrtheit Doktor und der Weltweisheit Magister, ein Heilkünstler von ausgebreitetem Rufe und großer Praxis, obgleich er nicht viel Lärm von seinen glücklichen Kuren machte und gerne

*) Ein früher zum Fürstenthum Fulda, jetzt zum Großherzogthum Sachsen-Weimar gehörendes Städtchen, der Geburtsort des berühmten Jesuiten Athanasius Kircher.

von den schweren Kranken erzählte, die er eben behandele, auch keinen Stock mit goldenem Knopf trug, den man mit bedeutsamer Miene und gewichtigem Räuspern an die Nase legt, wie das heutzutage schon junge Aerzte thun, deren nächtliche Ruhe von Hülfe rufenden Patienten eben nicht gestört wird. In dem Salon einer empfindsamen Dame, die über den Tod ihres Bologneserhündchens Nervenzufälle bekommt, mochte unser Arzt gerade keine vortheilhafte Figur machen, zumal er in der Conversation bei der Wahl seiner Ausdrücke gerade nicht ängstlich war und sein Krankenexamen wie seine ärztlichen Vorschriften ein sehr natürliches und ungekünsteltes Gepräge trugen. Aber in den Häusern der Bürger und Bauersleute erschien dieser Mann wie ein Engel des Trostes, er wußte die Sprache des Kranken und seiner Umgebung zu reden und sich verständlich zu machen, während sein unerschöpflicher Humor oft noch bessere Dienste leistete als die verordneten Arzneimittel. Trotz dieses einfachen und naturwüchsigen Wesens standen die Kenntnisse des Centphysikus in hohem Rufe. Da wuchs kein Kräutchen im Fuldaer Land, er wußte die Stelle, wo es zu finden war und kannte irgend eine heilsame Wirkung desselben. Sein Ansehen als Gerichtsarzt war groß und seine Stimme in diesem Fache gewichtig. Der Malefizsekretär der weltlichen Regierung in Fulda hatte in seiner Repositur eine besondere Abtheilung für die Visa reperta, welche Doktor Baldewein einschickte, und in schwierigen peinlichen Fällen fragten die

Räthe des obersten Gerichtshofes mit bedeutsamem Blicke einander, was sollte wohl der Centphysikus in Geisa hierüber sagen. Selten war eine wichtige Consultation in der Residenzstadt, zu der man, wenn es möglich war, den Geisaer Doktor nicht einlud, und wehe dann den jungen, etwas vorlauten Aerzten, wie fühlte der alte Praktikus ihnen auf den Zahn und fragte sie in fließendem Latein, was denn Hippokrates oder Sydenham, Galen und Friedrich Hoffmann über den Fall sagten und was für Mittel diese Meister anriethen. Da ging mancher der jungen Herren, der sich einbildete, er sey der beste Schüler des berühmten Siebold, weg und trug eine Nase davon, wie sie nicht länger seyn konnte.

Auch eine poetische Ader schlug in diesem Arzte; den lateinischen Dichter Horatius konnte er fast auswendig, und wenn ein festliches Mahl irgendwo stattfand, woran der Centphysikus Theil nahm, so war er nicht allein der munterste Tischgenosse, der jede Speise mit einem besondern Leberreim begrüßte, sondern machte auch den Festredner und brachte in gebundener und ungebundener Rede die Gesundheiten aus. Wenn die ersten Männer Geisa's, der Stadtpfarrer und der Oberamtmann, ihren Namenstag feierten, so wurden diese Herren am Morgen des festlichen Tages mit einem lateinischen Gedichte aus des Physikus Feder überrascht, worin nicht selten der Helikon und Parnassus sich einen Vergleich mit den Bergen und Anhöhen um die schlichte Landstadt gefallen lassen mußten, und die arkadischen Schäfer

der griechischen Dichter in einfache Hirten des Ulstergrundes verwandelt worden waren. Der Wildmeister in Haselstein, ein Jugendfreund Doktor Baldeweins, wurde von Letzterem zur Feier seines Namensfestes mit einem Glückwunsch in deutschen Knittelversen beschenkt; das letzte Mal hatte der Physikus ein Heldengedicht mit der Ueberschrift: „Ein neuer Nimrod“ übersendet, worin die Heldenthaten und Jagdabenteuer des Oberamtmannes von B. mit sarkastischem Witz und zahlreichen Anspielungen besungen waren.

Diesen Mann nun, mit dessen Persönlichkeit wir uns etwas lange beschäftigt haben — was die geneigten Leser verzeihen mögen — erblicken wir vor dem Krankenbette der Jägersfrau. Mit geschäftiger Emsigkeit wischte der Centphysikus die starken Schweißtropfen, welche der anstrengende Ritt in der Mittagshitze auf seine Stirn geführt hatte, mittelst eines Taschentuches ab, setzte sich auf einen Stuhl, den ihm Röschen neben das Bett gestellt und fragte mit liebenswürdiger Geschwätzigkeit: „Wie geht's, wie geht's, Base Rosa Marie? Ihr habt in der verflossenen Nacht doch gut geschlafen?“

„Die Nacht war ziemlich ruhig und seit langer Zeit waren mir wieder einige Stunden Schlaf vergönnt; heute am Tage aber fühle ich heftige Schmerzen!“

„Alles nach und nach; Rom ist nicht auf einen Tag gebaut worden und die Schmerzen verlieren sich auch nicht mit Einem Male; wird schon Alles besser

werden, nur Geduld, und daran fehlt es Euch so wenig als an guter Pflege. Das Röschen ist ein charmantes Kind, man sollte glauben, sie hätte das Krankenpflegen bei den grauen Schwestern gelernt. Aber à propos, wie sieht es denn aus, trinkt Ihr den Thee von Gundermännleinskraut und Wachholderspitzen noch?"

„Ja wohl, Herr Centphysikus, jeden Morgen und jeden Abend nach Vorschrift."

„Schön, schön! Ihr seyd eine folgsame Patientin; wollte, alle meine Kranken wären so; strenge Diät im Essen und Trinken haltet Ihr auch?"

„Ganz wie Sie angeordnet haben, Herr Doktor!"

„Das ist recht, bald werden wir Stärkungsmittel anwenden. Euer Christian mag sich umsehen, wo im Dorfe eine alte Henne gluckert, denn kräftige Hühnerbrühen müssen Euch stärken, und wenn ich wieder heraufkomme, mache ich erst beim Finkmüller einen Besuch, frage, ob Alles im Hause noch wohl ist und die Kinder schön gehorchen; bei dieser Gelegenheit führe ich alle jungen Tauben aus, welche jener Taubenvogt in seinem Schlage hält und liefere sie in Eure Küche ab. Das zarte Fleisch von jungem Geflügel ist die beste Speise für Patienten; aber ich will Euch ein Pülverchen verschreiben, das noch wirksamer ist als das zuletzt verordnete. Jungfer Röschen, darf ich um etwas Dinte und Feder bitten, Receptpapier habe ich mitgebracht."

Das Mädchen ging, um das Verlangte zu holen; inzwischen spazierte der Physikus im Zimmer

auf und nieder, suchte in der Rocktasche seine Brille und brachte dieselbe in seinem freundlichen Gesichte an. Auch die unzertrennliche Begleiterin, die Dose, mit grobkörnigem Pariser gefüllt, hatte er herbeigesucht, klopfte dreimal mit der Hand auf den Deckel, fuhr dann rasch mit dem Ellenbogen darüber und öffnete nun erst das Gefäß, um eine volle Prise zu nehmen.

Röschen hatte das erbetene Schreibmaterial auf den Tisch gesetzt.

„Ja, liebes Kind, Absalon war ein Königssohn und sein Freund hieß Philemon; das hast Du bis jetzt schwerlich gewußt,“ sagte der lustige Mann und begann sein Recipe zu schreiben.

„Was Sie doch immer für tolles Zeug vorbringen, Herr Physikus; wenn Sie kommen muß man lachen, wenn es Einem auch nicht darum zu thun ist. Aber was bringen Sie denn Neues aus Stadt Geisa mit, wenn ich fragen darf?“ sagte im bescheidensten Tone das Mädchen.

„Dort gibt es nichts Neues; aber in Fulda gehen arge Dinge vor, da ist ein förmlicher Aufstand losgebrochen; vielleicht wird die Landmiliz in unserer Gegend noch heute Nacht allarmirt und muß in die Residenz ziehen, um den Aufruhr mit Waffengewalt zu dämpfen.“

„Scherzen Sie, Herr Doktor, oder ist es Ihr Ernst? wer hat denn die Rebellion gemacht?“ fragte Röschen.

„Die Schneider haben sich empört, weil der

Herbergsvater den ehrsamen Zunftgenossen zum festlichen Mahle des Frühlingsbratens ein Zicklein aufgetischt hat, worin sie eine Anspielung und Verhöhnung ihres Handwerks erblickten. Die wilden Burschen haben Gläser und Teller zum Fenster hinausgeworfen, den Ofen in der Stube umgerissen, die Fenster eingeschlagen, das neue französische Freiheitslied, die Marseillaise, gesungen und über den Herbergsvater gerufen: An die Laterne mit ihm! Ein Glück nur, daß in Fulda Straßenbeleuchtung und Laternenpfähle noch nicht eingeführt sind, sonst hätte dem Wirthe ein Leid passiren können. Endlich ist der Vicedom mit mehreren Grenadieren und Bettelvögten herbeigeeilt, hat fünf Rädelsführer verhaften und auf das Frankfurter Thor setzen lassen; nun hat der Geist der Empörung erst recht die ganze Zunft ergriffen: kein Schneider will einen Stich thun, und wenn den Angestellten und Bürgern die Kleider in Fetzen vom Leibe fallen, bis seine gefangenen Brüder frei gegeben sind. Weder gute Worte noch Strafandrohungen können die aufgeregten Gemüther beschwichtigen, das ganze Handwerk bildet eine große Verschwörung. Man sieht, der Freiheitsschwindel in Frankreich steckt auch bei uns an."

„Das ist ja eine ebenso merkwürdige als heitere Geschichte, wenn dieselbe wahr ist," sagte die kranke Jägersfrau und lachte trotz ihrer heftigen Schmerzen über die Erzählung des Physikus.

Das Recept war fertig. „Morgens und Abends ein Pülverchen, Frau Revierjägerin!" sagte der Arzt,

nahm die Brille aus seinem freundlichen Gesichte, legte sie zusammen und brachte sie wieder in die Rocktasche. „Nun ist es Zeit, daß ich gehe," fuhr er fort, „ich muß noch mehrere Patienten auf dem Heimwege besuchen. Jungfer Röschen, morgen komme ich nach Haselstein, da werde ich wohl dem Herrn Papa und der Frau Mutter einen schönen Gruß von Ihnen überbringen sollen. Nicht wahr?"

„Wenn ich Sie darum bitten darf," entgegnete bescheiden das Mädchen.

„Heute war Besuch in Haselstein, da wird der Tisch im Forsthause um eine Person zahlreicher gewesen seyn," bemerkte der Doktor.

„Wer hat uns denn besucht, Herr Centphysikus; vielleicht der Herr Oberamtmann von Geisa?" fragte das Mädchen.

„Nein — aber der neue Propsteijäger in Holzkirchen und seitherige Forstadjunktus in Schleida, der Herr Wolfmaier Hochwohlgeboren, um den es Schade ist, daß er nicht von Adel ist; Hoffart besitzt er mehr als ein Baron von sechzehn Ahnen. Er begegnete mir unterwegs und sagte, daß er dem Herrn Wildmeister seine Aufwartung machen und zugleich anzeigen wolle, daß er zum Propsteijäger ernannt sey; hat es mir auch theilweise zu verdanken, daß er zu der Stelle gelangt ist, zu der er sich Glück wünschen kann und deren er sich würdig zeigen mag."

„Haben Sie dem Wolfmaier zu der Stelle verholfen?" fragte die Kranke.

„Ich nicht allein; doch habe ich ein Wort der

Fürsprache für ihn eingelegt. Seit Jahren schon bin ich mit dem gnädigen Herrn Propst in Holzkirchen, dem Freiherrn von Ebersberg, bekannt und stehe mit demselben im Briefwechsel. Da kommt nun vor einiger Zeit der Wolfmaier zu mir und bittet, ich möchte ihm ein Empfehlungsschreiben an den gnädigen Herrn geben. Eigentlich verdientet Ihr nicht, daß ich Euch rekommandire, sagte ich zu dem Adjunktus, denn Ihr habt dumme Streiche genug gemacht, seit ich Euch kenne; wenn Ihr aber den festen Vorsatz habt, ein ernster und ordentlicher Mensch zu werden, so will ich sehen, was ich für Euch thun kann. Der Forstwart versicherte mir darauf hoch und theuer, daß er sich bereits ganz geändert habe; ich möchte das Frühere vergessen, Jugend habe keine Tugend sey ja ein altes Sprüchwort, und wenn er hie und da einen unbesonnenen Streich gemacht, so trügen seine Kameraden viel Schuld; er habe dem Umgange mit den lockeren Vögeln gänzlich entsagt, und auch sein Vorgesetzter, der alte Vogel in Schleid, sey in letzter Zeit recht zufrieden mit ihm gewesen, wie sein Zeugniß beweise. Das Zeugniß, welches ihm der Revierjäger gegeben hatte, war gut, und hierauf entschloß ich mich, einige Zeilen an den Herrn Propsten zu richten und das Gesuch des Forstwarts um Anstellung zu unterstützen."

„Ihr seyd doch ein guter Mann und gerne Jedem behülflich," bemerkte die Kranke.

„Zu helfen ist ja mein Beruf, und ich denke, der Wolfmaier wird sich in Holzkirchen halten. Ich glaube, wenn dieser Mensch eine recht brave Frau

bekommt, die er achten muß und die Einfluß auf ihn gewinnt, so wird er aus einem Leichtfuß ein ernster Mann. Indessen ist jetzt die höchste Zeit, daß ich heimkehre. Also schön gefolgt, Frau Revierjägerin, dann werde ich Euch bald wieder gesund und wohl sehen, und Euer Christian und Röschen werden sich mit mir aus vollem Herzen freuen. Lebt wohl, Ihr Leutchen!" Mit diesen Worten verließ Doktor Baldewein rasch das Zimmer. Röschen winkte ihm aus dem Fenster mit ihrem weißen Taschentuche nach; während der letzten Unterredung des Arztes mit ihrer Pathin hatte das Mädchen vor dem Rosenstock am Fenster in tiefes Nachdenken versunken gestanden.

IV.

Wer den Ausdruck friedlicher und freundlicher Ruhe liebt, wer ein Stillleben in den Umgebungen einer schönen Natur sucht, der hat es gewiß schon häufig da gefunden, wo ein Gotteshaus steht, neben dem geistliche Herren sich eine Wohnung gründeten. Mit den reizendsten Farben wird die Einsamkeit der romantischen Waldthäler geschildert, worin die Karthäuser ihre Zellen bauten; auf den Gipfeln der Berge oder am Ufer eines freundlichen Stromes siedelten sich die Söhne St. Benedikts an. In dem alten Hochstifte Fulda hatten sie auch die schönsten Stellen zu finden gewußt, um entweder einer ganzen

Genossenschaft oder nur einzelnen, angesehenen Gliedern ihres Ordens eine mehr oder minder stattliche Wohnung zu erbauen. Wer die ehemalige Propstei Johannisberg bei Fulda sieht, der wird gewiß denken, daß man nicht leicht eine freundlichere Wohnung wählen könne, und doch mag es dort niemals anheimelnder und anziehender gewesen seyn, als zur Zeit, wo Amand Freiherr von Zobel zu Giebelstatt Propst war und die Bauern des „Kerspels" *) Fastnachtshuhn und Jägerhafer seinem gestrengen Amtsvogte in festgesetzten Fristen lieferten. Wir müssen uns in diese Zeit zurückversetzen, und wählen einen der schönsten Sommertage des Jahres, worin seither unsere Geschichte spielte, um die freundliche Propstei auf dem Johannisberge zu besehen und vielleicht zu hören, welch ernste und wichtige Verhandlungen an einem so friedlich und harmlos scheinenden Orte gepflogen wurden.

Still und klar schlängelte sich der Silberfaden des Fuldaflusses durch die üppigen Wiesen der Johannisaue; aus dem Schilfrohre seiner Ufer stieg die Bekassine meckernd in die Höhe, und hoch über dem Spiegel seiner Wellen wiegte sich die Kriechente unter lautem Schrei hin und her, als wolle sie des Propsteijägers spotten, der sich und sein Feuerrohr in dem ausgehöhlten Stamme eines alten Weiden-

---

*) Provinzialismus für Kirchspiel, wie das Gebiet der Propstei genannt wurde, weil seine Bewohner alle zu einer Pfarrei gehörten.

baumes barg, um den Wasservogel mit sicherem Schusse zu erlegen. Das Gras der Wiesen war vor kurzer Zeit erst von der Hand emsiger Schnitter und Schnitterinnen unter heiterem Scherz und manch fröhlichem Lied eingeheimst worden, und der wilde Thymian, der sich ängstlich an die Oberfläche des Bodens hält und kaum von der Sense berührt wird, verbreitete weithin seinen würzigen Duft. Von dem anmuthigen Wiesgrunde stiegen nach Westen hin allmählig sanfte, mit Getreide bestellte Höhen auf, Laubholz krönte ihre Spitzen. Da wo die Höhen sich so recht sanft zu den Wiesen niedersenkten, lag das Propsteigebäude; die Strahlen der Mittagssonne spiegelten sich tausendfältig in den großen Fensterscheiben seines prächtigen Herrenhauses, das, aus rothem Sandstein erbaut, weithin in die Gegend hinausragt, zu deren schönsten Zierden es heute noch gehört. Auf dem weiten, eingefriedigten Hofe vor dem stattlichen Gebäude herrschte eine ebenso regsame als anziehende Lebendigkeit. Die vier muthigen Rappen des gnädigen Herrn waren an der Mauer, welche den Garten vom Hofe schied, angezäumt, und Johann der Kutscher war eben beschäftigt, die stolzen Thiere so sorgfältig als möglich zu putzen, damit das Viergespann des Propstes vom Johannisberge morgen bei der Auffahrt zur Sitzung des hochadeligen Kapitels in Fulda den alten Ruhm seiner Schönheit bewahre. Gartenknechte mit leichten Strohhüten und grünen Schürzen bekleidet gingen durch das offen stehende Thor des Gartens aus und ein

und ließen hie und da ein scherzhaftes Wort gegen den fleißigen Kutscher fallen, der jenen Muthwilligen in einer oft etwas derben Weise die Antwort zurückgab. Zahlreiches Federvieh belebte das Gehöfte, ein Pfau stolzirte mit dem bunten Federrade seines Schweifes einher und schien sehr verächtlich auf die Truthähne herabzusehen, welche ihrem Aerger über den vornehm thuenden Vogel durch lautes Schnalzen und das Schleifen ihrer Flügel über das Pflaster des Hofes Luft machten. Wer aus dem Hofe in den Garten trat, wurde überrascht durch die Schönheit dieser Anlage. Da zeitigte am Spaliere längs der Mauer die Goldfrucht der Aprikose, und zwischen dunkelgrünem Laube schimmerte die verschämte Röthe des Pfirsichs hervor. Buchsbaum schloß die sorgfältig abgetheilten Beete ein, Orangenbäume, auf einer Terrasse aufgestellt, ließen den erquickenden Duft ihrer weißen Blüten ausströmen, und südliche Gewächse umgaben in sinnig geordneter Gruppe ein Wasserbecken, worin Goldfische hin und her schwammen, während das Geplätscher des Wasserstrahles, den ein künstlicher Delphin in der Mitte des Beckens aussendete, die tiefe Stille unterbrach, welche sonst in dem Garten herrschte. In dem unteren Theile dieser mit größter Sorgfalt gepflegten Anlage wechselte Graswuchs, von Obstbäumen edelster Sorte unterbrochen, mit Blumenbeeten, und ein breiter Graben, dessen träges Wasser zahlreichen Karpfen zum Aufenthalte diente, trennte den Garten von den Wiesen. Längs des Grabens lief ein Spazierweg

hin, auf welchen die am Wasser stehenden hochwüchsigen Erlen und Pappeln einigen Schatten warfen. Auf diesem Wege schritten zwei Herren auf und nieder, der eine trug einen weiten, bis an die Knöchel reichenden Ueberrock von leichtem Stoffe und dunkler Farbe, silberne Schnallen schmückten seine Schuhe, es war der zeitige Inhaber der Propstei, dessen freundlichen Blicken wir in dem Thiergarten unter dem Bieberstein begegnet sind, die heute aber einem ernsten Gesichtsausdrucke Platz gemacht hatten. Der Propst hatte die Hände auf den Rücken gelegt und war in lebhafter Unterredung mit seinem Begleiter und Vetter, dem Herrn Baron Heinrich von Truchseß, begriffen.

„Ja, ja! was Ihr jungen Herren uns für Streiche macht; da schaffe nun Einer Rath! Ich kann nicht begreifen, lieber Vetter, wie Euch, der Ihr sonst so klug und weise seyd, das Mädel in Haselstein Kopf uud Herz so verwirren konnte, daß Ihr nun Eurer Familie so viel Unruhe und Sorgen verursachet. Das konntet Ihr wohl voraussehen, daß Eure gnädige Frau Mutter und Euer Herr Vater niemals ihre Einwilligung zu einer solchen Heirath geben würden," sagte der Prälat, und bedeutungsschwere Falten legten sich auf seine sonst so glatte Stirne.

„Urtheilet nicht so strenge, Gnaden Herr Vetter! Es mag wohl seyn, daß Euch meine Liebe zu des Wildmeisters Tochter höchst auffallend erscheint; aber ich bin überzeugt, wenn Ihr die trefflichen Eigen-

schaften dieses braven Mädchens kennen, wenn Ihr das Lob vernehmen würdet, welches in der ganzen Gegend um Haselstein aus dem Munde der Gebildeten wie der Ungebildeten über Röschen tönt, fürwahr Ihr würdet meine Zuneigung zu diesem Engel nicht tadeln und all Euren Einfluß bei meinen Eltern aufbieten, damit diese mir nicht mehr entgegen sind, daß ich der braven und tugendhaften Tochter des Wildmeisters meine Hand reichen kann."

„Ich habe gegen die Vorzüge der Jungfer Röschen nichts einzuwenden; aber Ihr solltet doch bedenken, daß Eure Familie stets ihren Adel rein erhalten hat und eine Verbindung mit einer Bürgerlichen immerhin für Eure Angehörigen eine unangenehme Sache bleibt, die Euch jedenfalls aus der Carrière bringt, welche Ihr sonst machen würdet. Wie würden Eure vielen adeligen Vettern und Basen die Nase rümpfen, wenn es heißt, der Junker Heinrich heirathet eine Wildmeisterstochter und gibt einer Passion für ein Bürgersmädchen wegen seine Stellung bei Hofe auf. An und für sich erscheint ja die Verbindung eines Adeligen mit einer braven Tochter rechtschaffener, bürgerlicher Eltern nicht tadelnswerth; aber, lieber Junker, es gibt auch Rücksichten des Standes, der Familie; Ihr habt Pflichten gegen Eure Eltern, deren Freude Ihr bisher waret, gegen eine Mutter, die Euch so innig liebt und Euch als schwächliches und kränkelndes Kind mit einer Sorgfalt gepflegt hat, wie es nur die zärtlichste Elternliebe vermag. Ich erinnere mich noch

recht wohl jener Zeit, wo ich sehr oft in Euer Haus kam, um Eure Mutter zu trösten, die sich wegen der Krankheit ihres Lieblings abhärmte und weinte, daß sie einem Schatten glich, die Tag und Nacht an Eurem Bette saß und wenn der kleine Kranke zu laut vor den heftigen Schmerzen jammerte, ihn in ihre Arme schloß und Eure von der Fieberhitze glühenden Wangen mit ihren Thränen abkühlte. Bedenket, lieber Heinrich, daß Ihr es nicht verantworten könnet, wenn Ihr dieser guten Mutter ein Leid zufügen und gegen ihren Willen handeln wolltet," sagte in feierlich ernstem Tone der Freiherr.

„Euer Gnaden reden von der großen Liebe meiner Mutter, von der Aufopferung, womit diese mir so überaus theure Mutter mich in den schweren Leiden meiner frühen Jugend pflegte. Sollte die Liebe einer solchen Mutter zu ihrem Kinde nicht so groß seyn, daß sie mir auch gestattet, ein Mädchen zum Weibe zu erwählen, dessen edles Gemüth gerade in der unermüdeten Pflege der Armen und Verlassenen, der Kranken und Presthaften sich im vollsten Maße zeigt? Noch erinnere ich mich — es war in meinem sechsten Lebensjahre — wie meine Mutter neben meiner Wiege kniete; das Zimmer, worin ich lag, war matt erhellt durch den Schein des düster brennenden Nachtlichts, das auf dem kleinen Tische neben meinem Schmerzenslager stand; auf dem Fußboden kniete meine gute Mutter, die Hände gefaltet, den Blick empor gerichtet, mit innigster Andacht meinen Schutzengel anrufend und die Fürsprache der

göttlichen Mutter um meine Genesung anflehend. Dieser Augenblick ist mir unvergeßlich; ich könnte wohl Nichts finden, was ich damit vergleichen dürfte und was mich ebenso tief ergriffen hat als die Erzählung des Herrn Pfarrers zu Haselstein, wie dieser Herr eines Tages Röschen vor dem Bette einer armen Hirtenfrau knieend fand und unbemerkt zuhörte, wie das fromme Mädchen die Seele der Sterbenden dem Schutze des Himmels empfahl und der armen Frau die letzten Augenblicke durch ihren tröstenden Zuspruch erleichterte. Laßt Euch dieß erzählen, gnädiger Herr, wenn Ihr einmal Gelegenheit habet, den Pfarrer von Haselstein zu sprechen; ja meine Mutter könnte keine Ihrer würdigere Schwiegertochter finden, als dieses Röschen, wenn es gleich nicht aus adeliger Familie stammt."

„So, so — das wäre ja ein außerordentlich edler und rührender Zug von dem Mädchen, wenn die Erzählung des Haselsteiner Pfarrers wahr ist; nun daran ist wohl nicht zu zweifeln," sagte Herr von Zobel und seine Schritte verdoppelten sich, während der Junker schweigsam an den Pfeiler einer Sonnenuhr gelehnt stand und wie an den Boden unter seinen Füßen gefesselt schien, so war er plötzlich in Nachsinnen versunken.

Der Prälat ging rasch den schmalen Pfad längs des Wassers hin und her; er fuhr einmal über das andere Mal mit der Hand über die Stirne, dann legte er wieder den Finger an seinen feingeschnittenen Mund; bald hielt auch er in seinem Spaziergang

inne, er pflückte ein Blatt von einer Erle am Wasser und richtete unverwandt seine Blicke darauf, während seine weichgerundeten Finger das Blatt zerpflückten. Endlich eilte er auf den Junker mit den Worten zu: „Aber, lieber Heinrich, da ist mir eben eingefallen, Eure zukünftige Hausfrau ist ja schon ausgesucht: das Fräulein von Greiffenberg rechnet sicher darauf, daß Ihr, sobald Ihr Oberförster geworden seyd, sie heimführen werdet; das ist ein Mädchen aus altadeligem Hause und fein gebildet. Ihre Mutter, die Geheimräthin, sagte mir, als sie zu Besuch in Eurem elterlichen Hause war, es bestehe eine mehrjährige Uebereinkunft zwischen ihr und Eurer Mutter, wonach Ihr die Baronesse heirathen solltet."

„Wozu ich aber bis jetzt meine Zustimmung nicht gegeben habe, noch geben werde; das Tausendgüldenkraut mag nach der Champagne gehen und sich den preußischen Offizier holen, den sie so liebenswürdig fand, und mit dem sie so läppisch tändelte, während er bei uns im Quartier lag. Ja, fein gebildet ist das Fräulein nur zu sehr und in den französischen Schöngeistern weit besser bewandert als in der Bibel. Mir ist es eine widerliche Erscheinung; ich bedaure nur, daß meine gute Mutter den Eingebungen der Geheimräthin so zugängig war; nie und nimmer werde ich dem Fräulein meine Hand reichen, dazu kann ich mich nicht entschließen, und wenn Euer Gnaden Herr Vetter Ihren Einfluß bei meinen Eltern aufwenden wollen, so wird aus diesem Projekte nichts, zu dem ich wenigstens meine Einwilligung nie geben werde."

„Ist das Euer voller Ernst, lieber Heinrich, habt Ihr wirklich eine so große Abneigung gegen das Freifräulein?“

„Ja, Herr Vetter, dieses affektirte und verbildete Wesen ist mir in der Seele zuwider,“ erwiederte mit Nachdruck der Baron.

Der Prälat begann seinen Spaziergang wieder. „Was ist da zu thun,“ sagte er leise vor sich hin und seine Schritte maßen nochmals den Pfad seiner ganzen Länge nach. Einer der Gartenburschen näherte sich in einiger Entfernung dem Wassergraben und füllte seine Gießkanne; Herr von Zobel richtete seine Blicke auf den Burschen, nach einer Weile ging er auf den Junker zu und faßte ihn bei der Hand. „Bester Heinrich,“ sagte er mit bewegter Stimme, „vielleicht läßt sich ein Ausweg in dieser so höchst schwierigen Angelegenheit finden. Sehet, dort steht mein Gartenbursche, der Peter, den ich, weil er so viel Talent für die Gärtnerei zeigte, vor vier Jahren auf meine Kosten nach Frankreich schickte, damit er sich in seiner Kunst recht ausbilde; er war zuerst in Bollweiler im Elsasse, um die Rosen- und Obstkultur gründlich zu erlernen; dann war er Gärtner bei einer Herrschaft in der Nähe von Paris, aber diese adelige Familie ist, von den wüthenden Freiheitsmännern aus ihrem Besitzthum vertrieben, über den Rhein geflüchtet, ohne mehr zu retten als das nackte Leben. Der Peter kann erzählen, wie in Frankreich gegen die Leute unseres Herkommens gewüthet wird, und er sagte mir, daß die ganze Bewegung sich auch

über den Rhein zu uns nach Deutschland erstrecken werde. Ich fürchte, es steht uns nichts Gutes bevor, gibt es ja in Deutschland Leute genug, die an dem wilden, blutigen Treiben in Frankreich ihre Freude haben; überall bei uns sitzen heimliche Franzosenfreunde, die mit den welschen Rebellen conspiriren und auch hier zu Lande gern bald um den Freiheitsbaum tanzen möchten. Die Illuminaten und Freimaurer sind nichts als Gesinnungsgenossen der Franzosen; in Mainz soll eine förmliche Verschwörung dieser Leute bestehen, ich habe sehr gute und sichere Nachrichten darüber; auch wird gemunkelt, daß die Herren, welche Abends in der oberen Stube des Storchenwirths zu Fulda zusammenkommen, ähnliche unsaubere Pläne im Schilde führten und immer auf das Genaueste unterrichtet seyen, was demnächst in Frankreich vorgehen werde. Ob die deutschen Fürsten den aus dem Nachbarlande herüberfluthenden Strom werden aufhalten können? Ich möchte es bezweifeln; wenn sie es nicht vermögen, dann wird es mit den geistlichen und weltlichen Fürsten, mit den uralten Stiftern und Prälaturen, mit den Vorrechten des Adels und so vielem Anderem zu Ende seyn. Dann wird Niemand mehr nach einer Ahnenprobe fragen, die Stiftsfähigkeit wird aufgehört haben, Bürgerliche werden sich zu den höchsten Stellen im Staate aufschwingen, und das Kind einer uralten adeligen Familie, die nie mit bürgerlichem Blut vermischt worden ist, wird keinen Vorzug haben vor dem Sohne des Bauern und Taglöhners. Ja, mir ist es, als

sähe ich diese Zustände schon vor mir; oft habe ich eine Ahnung, als wenn ich der letzte Propst auf dem Johannisberg seyn oder höchstens noch Einer mir folgen würde, dann aber dies kostbare Kleinod im Erbe des heil. Bonifazius in weltliche Hände übergehen werde. Ja, lieber Vetter, Ihr seyd noch jung und könnt viel erleben; gebet Acht, es wird eintreffen, wie ich vermuthe, dann dürfte es freilich am Ende gleichgiltig seyn, ob Eure Gattin eine Adelige oder eine Bürgerliche wäre, zumal Ihr nicht der zukünftige Stammherr der Familie seyd, sondern Euer älterer Bruder Amand, mein Pathe. Was macht er doch, ich habe lange nichts von ihm gehört, ist er noch wohl und ist er zum Hauptmann im pfalzbayrischen Contingent avancirt?"

„Letzteres nicht, Ew. Gnaden; er steht noch als Oberlieutenant bei dem Reiterregiment, welches Se. königliche Hoheit der regierende Kurfürst Karl Theodor errichtet hat, und liegt gegenwärtig zu Neuburg an der Donau in Garnison, aber, wie aus dem Briefe hervorgeht, den wir — es sind vierzehn Tage her — von ihm erhalten haben, ist er noch gesund und munter."

„Freut mich sehr, ich glaube, er ist ein tüchtiger Offizier, denn er schien wie zum Soldaten geboren und von Kindheit auf hat er Vorliebe für diesen Stand gehabt. Aber wir sind darüber ganz von dem eigentlichen und wichtigen Gegenstande unserer Unterhaltung abgekommen; wie wäre es nämlich, wenn Ihr nun doch einmal für des Wildmeisters

Tochter so eingenommen seyd und das Röschen nicht aufgeben wollet, könntet Ihr Euch wohl entschließen, Eure Stellung bei Hofe aufzugeben und auch auf eine adelige Oberförstersstelle, wozu Ihr die schönste Aussicht habet, Verzicht zu leisten und Euch mit einer einfachen Revierjägerstelle zu begnügen, zu der man leicht verhelfen könnte; freilich müßtet Ihr Euch darin zu finden wissen, daß die Stelle nicht in der Nähe der Residenz wäre. Ihr müßt Euch gleichsam in's ländliche Stillleben und für die ersten Jahre etwas in Vergessenheit zurückziehen, denn die bisherigen Bekannten würden immer über Euren Schritt zu raisonniren wissen, wenn Sie Euch begegneten. Aber bedenket wohl, was Ihr thuet, wenn Ihr einen solchen Entschluß fasset. Noch einmal, lieber Heinrich, bedenket es und überleget die Sache ruhig und kalt."

„Braucht nicht langer Ueberlegung, Gnaden Herr Vetter; auf die geringste und abgelegenste Revierjägersstelle würde ich gehen, wenn Röschen mich dahin begleiten und die Einsamkeit eines stillen Waldlebens mit mir theilen dürfte, wozu sie mit größter Freude bereit seyn wird," erwiederte mit freudigem Blicke der Junker.

„Hm! Hm! Ihr stellt Euch so etwas sehr leicht vor. Euch Stadtkindern erscheint das Leben auf dem Lande immer in einem ganz eigenthümlichen, rosenfarbenen Lichte, aber — aber — was würde der liebe Vetter Heinrich für ein grämliches Gesicht machen, wenn er so ein paar Jährchen als Revier-

jäger zu Poppenhausen auf der Rhön oder zu Haus Sieberts mitten im Walde gewirthschaftet hätte und mir nun eines Tages begegnete. Wie würde die frohe Laune des Junkers schwinden, wenn Er — das vielgeliebte Söhnchen einer vornehmen Familie — sich mit den Bauern herumschlagen, durch Dick und Dünn der Herbst- und Winterwitterung laufen und sich alle paar Tage recht gründlich ärgern müßte über einen täppischen Forstlaufer oder ein paar junge Buchen, so recht zur Freude des Försters gewachsen, und nun eines Morgens von den Holzfrevlern an an der Wurzel abgesägt. Ja, ja, wenn Ihr dann nach einem Marsche von zwei bis drei Stunden in einer schmutzigen Dorfschenke säßet, um Euch herum die einfachen, biederen Landbewohner mit ihren nassen, übelriechenden Mänteln und schmutzbedeckten Schuhen, aus schwarzgebrannten Stummelpfeifen Wolken von Tabaksdampf ausstoßend, dessen Wohlgeruch das Herz zusammenschnürt und die Sinne betäubt, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Ich fürchte, dann verschwinden all die schönen Träume, und Röschen würde gar manchmal statt eines lustigen Jägermannes einen ermüdeten und erschöpften Revierjäger mit trübseligem, langweiligem Gesichte heimkehren sehen," sagte lächelnd der Prälat.

„Würde ich denn aber, verehrtester Herr Vetter, glücklicher seyn, wenn ich inmitten einer glänzenden Stellung und eines so leicht trügerischen Glückes ein Weib an meiner Seite sähe, an die mich keine Zuneigung fesselte, deren phantastisches, herzloses

Wesen mich aus den glänzenden Räumen meiner Wohnung treiben würde, um die alten Bekannten aufzusuchen und vielleicht gar bei Wein und Karten den häuslichen Gram und den Mißmuth über eine unglückselige Verbindung zu vergessen. Da möchte nicht schwer zu entscheiden seyn, was vorzuziehen ist; immer besser Zufriedenheit in einer strohbedeckten Hütte, als Unzufriedenheit in glänzenden Sälen. Aber nehmen Sie meine Offenheit nicht übel auf, Herr Vetter!"

„Ganz und gar nicht, bester Heinrich," sagte Herr von Zobel; „nun ich sehe, Du läßt Dich nicht wankend machen, weitere Mühe, Dich umzustimmen, würde vergeblich seyn; Du bist nun einmal von so ächt alter deutscher Art, unbiegsam wie eine Eiche. Sey versichert, ich werde thun, was ich vermag, um Deine Frau Mutter und den Papa zur Nachgiebigkeit zu bewegen, aber es wird nicht leicht seyn, sondern schwer, sehr schwer, das sehe ich voraus und es muß mit großer Vorsicht und ganz sanften Worten hier zu Werke gegangen werden, sonst ist Alles vergeblich. Am Liebsten wäre es mir, wenn ich eigentlich erst einen Parlamentär vorausschicken könnte, der zugleich das Terrain nach allen Seiten recognoscirte. Ist denn unter den übrigen Freunden Eures Hauses nicht Einer, den man in diese Angelegenheit einweihen und der mir diesen schwierigen Weg etwas ebnen könnte."

„Das wird freilich schwer seyn, wenn nicht etwa der Hofrath Weglein; der ist seit vielen Jahren Arzt

in unserem Hause und darf sich schon ein Wort erlauben; meine Eltern halten ein großes Stück auf ihn, und er versteht nicht nur seine Pulver einzugeben, sondern auch seine Worte zur rechten Zeit anzubringen," sagte der Junker.

„Ihr habt Recht; ja der Hofrath weiß eine Sache so recht seidensanft, wie man zu sagen pflegt, vorzubringen und ist auch zuverlässig. Ich werde ihn morgen sprechen; wo ist er am sichersten anzutreffen, denn nach Hause kommt er wegen seiner vielen Patienten tagsüber nur selten und zu unbestimmter Zeit."

„Beim Weinwirth nächst dem Rathhause findet er sich fast regelmäßig jeden Mittag um vier Uhr ein, um mit seinem Freunde, dem Stadtkämmerer, ein Schöppchen Alten zu trinken."

„Gut, ich lasse ihn dort durch meinen Johann rufen," sagte der Propst.

Das Gespräch war zu Ende, die beiden Herren verließen den Garten und gingen in das Propsteigebäude. Eine halbe Stunde nachher sah man den Junker Heinrich durch die Wiesen der Johannisaue der Stadt zu schlendern; sein Gesicht war verklärt, in jedem Zuge desselben konnte man die Freude lesen, welche den Baron belebte; er hatte den einflußreichsten Fürsprecher für seine Angelegenheit gewonnen.

In der Fensternische ihres Wohnzimmers saß die Oberforstmeisterin von Truchseß. Sie las nicht

etwa einen Roman, womit die vornehmen Damen unserer Tage die Stunden, welche ihnen neben der zeitraubenden Toilette und dem gesundheitsgemäßen Spaziergang übrig bleiben, zubringen — nein, sie war mit dem Ordnen und Zeichnen seinen Weißzeuges beschäftigt, womit sie ihren wohlbestellten Hausrath abermals vermehren wollte. Neben dem Stuhle, worauf die Oberforstmeisterin saß, war ein kleiner Tisch mit einer Marmorplatte an die Wand gerückt; ein Gebetbuch lag darauf, dessen Decke auf häufigen Gebrauch schließen ließ. Um das Buch war ein Rosenkranz geschlungen, dessen fünf ächte Steine die Wundmale des Erlösers andeuteten. Vor einer halben Stunde erst hatte die edle Frau Buch und Fingergebet auf den Tisch gelegt, denn ihre Gewohnheit war es, jeden Morgen um halb neun Uhr die Messe zu hören; an Feiertagen aber ging sie, wenn es die Witterung erlaubte, schon zu früher Stunde auf den nächst der Stadt gelegenen Calvarienberg, um einsam und unbemerkt den Kreuzweg zu besuchen. Sie hielt viel auf einen christlich frommen Wandel, und ihre Abende pflegte sie weder am Theetische noch in der Theaterloge zu verleben, sondern gewöhnlich hinter der Hauspostille des Pater Goffine oder der Heiligenlegende.

Die Aufmerksamkeit der fleißigen Dame auf ihre Arbeit wurde durch Klopfen an die Thüre unterbrochen.

„Herein!“ rief die Oberforstmeisterin.

Langsam, feierlich öffnete sich die Thüre, und ein Herr trat herein, dessen ganzes Wesen aus Würde

und Anstand zusammengesetzt schien. Eine hohe Gestalt mit einem ziemlichen Anfluge von Wohlbeleibtheit, einer seltenen Grazie in allen Bewegungen des Körpers, der eine gewisse Feierlichkeit in der Haltung keinen Abbruch that, ließ leicht einen Mann erkennen, welcher sich viel in den höheren Kreisen der Gesellschaft bewegte. Was aber einen besonders gefälligen Eindruck machte, war das freundliche Gesicht und der in allen seinen Theilen höchst sorgfältig geordnete Anzug des ältlichen Herrn. Sein schneeweißes Haar legte sich in halbgerundeten, natürlichen Löckchen um Stirn und Schläfe; zwei ruhige, sanfte Augen blickten aus einem vollen, runden Gesichte, dessen Röthe die feurigen Geister alter Weine weit eher frisch erhalten mochten, als künstliche Mittel. Zu diesem vollen Roth der Wangen bildete das überaus saubere Weiß der Halsbinde einen vortheilhaften Gegensatz, und die feingeknitterte Halskrause, die sich aus einer umfangreichen Weste hervordrängte, barg in ihren Falten weder ein Restchen grob- oder feinkörnigen Schnupftabaks, noch zeigten einzelne vereinsamte Flecken den Lieblingstrank ihres Trägers an, wie man das sonst häufig findet.

Der Eintretende machte eine tiefe Verbeugung vor der Oberforstmeisterin, wünschte der gnädigen Frau guten Morgen, legte auf ihr Geheiß seinen Hut und den Stock mit dem Elfenbeinknopf ab und nahm dann in einem Lehnsessel altväterlichen Aussehens Platz.

„Wie befinden Sie sich, gnädige Frau?“ fragte

der Herr, welchen die eben Angeredete „Herr Hofrath" betitelte, und rieb sich die weißen, glatten Hände, die zum Fühlen des Pulses wie geschaffen schienen, deren Nägel ganz kurz geschnitten und obendrein noch abgerundet waren.

„Gott sey Dank! mein und der Meinigen Gesundheit läßt nichts zu wünschen übrig; aber Sie haben uns ja mehrere Tage nicht besucht, bester Herr; nehmen die Patienten ihre Zeit so sehr in Anspruch?" fragte die Freifrau.

„In den letzten Tagen sehr, gnädige Frau; ich kann die Besuche nicht mehr alle zu Fuße machen, sondern muß mich eines Wagens bedienen, um schneller fortzukommen."

„Nun da wird auch Ihr Neuigkeitenschatz noch vermehrt, und Sie bringen mir gewiß einige interessante nouveautés mit?"

„Thut mir leid, daß ich nicht besser versorgt bin; gestern war hochadliges Kapitel, das wissen Sie gewiß schon, meine Gnädige?"

„Ja, ich sah Gnaden Herrn Vetter, den Propst vom Johannisberge, vorüberfahren; der spricht wohl auch ein recht gewichtiges Wort im Kapitel mit?"

„Ein sehr gewichtiges, denn der Herr Propst haben viel Einsicht, einen gesunden, praktischen Blick und eine Menschenkenntniß, wie man sie bei einem solchen Herrn kaum vermuthen sollte. Das freundliche, liebenswürdige Wesen in seinem Umgange erhöht noch diese Vorzüge," erwiederte der Hofrath.

„Das ist wahr; ich habe zu Wenigen in meiner

großen Verwandtschaft so viel Zutrauen wie zu dem Prälaten, und in vielen Angelegenheiten habe ich schon seinen Rath eingeholt," sagte die Oberforstmeisterin.

„Er ist ein wohlmeinender und treuer Rathgeber, dem man volles Vertrauen schenken kann," bemerkte mit Nachdruck der Herr im Lehnstuhle.

„Nun manchmal hat der gnädige Herr doch Ansichten, mit denen ich nicht übereinstimme," entgegnete die Freifrau.

„Aber sie treten nicht starr und schroff hervor; ich glaube, es ist gut mit dem Prälaten disputiren, nicht wahr, gnädige Frau?"

„So lange ich ihn kenne, und das ist seit meiner Kindheit der Fall, habe ich dieß auch immer wahrgenommen. Freilich, Herr von Zobel ist viel älter als ich, und ob er in jüngeren Jahren ebenso ruhiger Gemüthsart war wie jetzt, möchte ich fast bezweifeln; die Jahre machen den Menschen schon biegsamer und gelassener. Er hat sehr viel Wohlwollen gegen unsere Familie; besonders meinem Amand, seinem Taufpathen, ist er sehr gewogen. Der geistliche Herr Vetter kann mir aber auch keine größere Freude machen, als wenn er sich bei uns zu Tisch ansagen läßt, denn er hat die eigene Gewohnheit, nie eine Einladung anzunehmen; aber wenn er uns durch seinen Besuch überraschen und dann mit uns en famille speisen kann, dann ist er sehr vergnügt."

„Wie schon gesagt, ein höchst liebenswürdiger Herr, der Herr Propst auf dem Johannisberge; Sie

besuchen ihn wohl manchmal auf seiner Propstei?" fragte der Arzt.

„Doch selten, zwei- bis dreimal vielleicht in der schönen Jahreszeit. Der Oberforstmeister und meine Söhne besuchen ihn schon öfter; mein Heinrich geht besonders gerne hinauf, weil er die Erlaubniß hat, die Jagd des Herrn Vetters zu benützen. Ach!" sagte die Oberforstmeisterin mit einem tiefen Seufzer, „der Heinrich macht mir jetzt viel Sorge; er war sonst mein bestes Kind, mein Augapfel, aber" — — Der Hofrath mochte das Schweigen, welches diesen Worten folgte, nicht unterbrechen.

„Kommt Ihnen der Junker seit einiger Zeit nicht sehr verändert vor, Herr Hofrath?"

„Wüßte eben nicht, gnädige Frau, nur scheint er die heitere Laune nicht mehr in dem hohen Grade zu besitzen, wie es früher der Fall war; er ist etwas stiller und zurückhaltender geworden."

„Ach, er hat sich seine heitere Laune selbst zerstört. Jugendlicher Leichtsinn, der so oft den Eltern Kummer macht," sagte in schmerzlichem Tone die Freifrau.

„Aber ich kann kaum glauben, daß Baron Heinrich, der ein so gutes Herz hat und mit so inniger, kindlicher Liebe seinen edlen Eltern zugethan ist, diesen trübe Stunden verursachen könnte; mir scheint fast, die Stellung bei Hofe gefällt dem Junker nicht mehr, er wünschte sich, glaube ich, eine unabhängigere, selbstständige Stellung, wo die Formen der Etikette ihn nicht mehr umengen würden. Ich glaube, für ein Leben in der freien Natur hat er mehr Zuneigung,

als in der Schreibstube des Hofjagdamtes zu sitzen und den Aktentisch nur zu verlassen, um als Cavalier den vorschriftmäßigen Hofdienst zu thun. Das lange Sitzen an einer wohlbesetzten Tafel möchte auch kaum für seine Gesundheit zuträglich seyn; er singt so gern das schöne Lied:

„Im Wald und auf der Heide,
Da such' ich meine Freude,
Ich bin ein Jägersmann.“

Es scheint seine Gemüthsstimmung auszudrücken. Nun, der Herr Baron könnte ja zur Abwechslung seine jetzige Beschäftigung mit der eines praktischen Forstmannes für einige Zeit vertauschen.“

„Ja für das Leben am Hofe ist mein Heinrich eigentlich nicht geschaffen, obgleich er sich darin zu finden weiß und bei Sr. Hochfürstlichen Gnaden sehr beliebt ist. Er wäre gern Soldat geworden, wie sein Bruder Amand, aber sein Vater bestimmte ihn nun einmal für das Forstfach, und er soll — so habe ich gehört, denn ich kann das nicht beurtheilen — in seinem Fache schöne Kenntnisse besitzen, was sonst bei diesen jungen Herren nicht immer der Fall ist; so mancher Jagdjunker glaubt, in einem guten Schützen und einem recht lustigen Jagdgesellschafter, der viele Schwänke zu erzählen und ein munteres Lied zu singen weiß, bestehe die ganze Tüchtigkeit.“

„Der Junker soll an theoretischen Kenntnissen die meisten Revierjäger und Wildmeister übertreffen, dabei ist er aber auch ein unvergleichlicher Schütze,“ bemerkte der Arzt.

„Nun das möchte des Lobes für meinen Heinrich fast zu viel seyn; aber daß er Eifer und Fleiß für sein Fach besitzt, kann ich bestätigen." Das Gespräch wurde unterbrochen; der Kammerdiener trat herein und übergab der Freifrau einen Brief, welchen der Reitknecht des Herrn Propstes auf dem Johannisberge überbracht hatte. Schnell öffnete die Oberforstmeisterin das Schreiben; es waren nur wenige Zeilen. „Ei, ei, Herr Hofrath, da melden sich eben Gnaden Herr Vetter auf übermorgen zu Tisch an. Das ist allerliebst, haben doch vorhin noch davon gesprochen; es mag auch Ursache seyn, weßhalb er uns gestern nicht besucht hat. Sie erlauben, daß ich einige Zeilen schreibe, um dem Prälaten meine Freude über den bevorstehenden angenehmen Besuch auszudrücken."

„Bedarf meiner Erlaubniß nicht, gnädige Frau!" erwiederte mit gemessenem Lächeln der Hofrath, welcher während der kurzen Zeit, wo die Oberforstmeisterin mit Schreiben beschäftigt war, seine Blicke auf das schöne Schlachtstück von Wouvermann richtete, das an der Wand hing.

„Bin schon fertig," sagte nach wenigen Minuten die Oberforstmeisterin, übergab dem an der Thüre harrenden Bedienten das Erwiederungsschreiben für den Propst, fügte den Befehl hinzu, dem Reitknecht einen tüchtigen Imbiß zu reichen und knüpfte die abgebrochene Unterhaltung mit dem Arzte wieder an.

„Eine Frage, Herr Hofrath! Kennen Sie den Wildmeister in Haselstein und seine Familie?"

„Den guten Wildmeister, seine wackere Hausfrau

und seine brave Tochter Röschen kenne ich sehr gut, gnädige Frau!"

„Ich habe auch schon manches recht Erfreuliche über diese Familie gehört; das Röschen hat kein übles Gesicht, soll auch ein frommes Mädchen seyn. Ich sah dasselbe neulich hier in dem untern Kloster; etwas sehr schüchtern kam mir das Mädchen vor."

„Ich möchte auch darin einen Vorzug erblicken, den Röschen mit so vielen trefflichen Eigenschaften vereinigt. Ein durchaus gutes, ja man kann sagen edles Herz besitzt diese blühende Jungfrau, die ich zu den ersten Schönheiten bürgerlicher Herkunft in unserem Ländchen zähle, und die wohl die Perle unter den Töchtern unserer Beamten genannt werden dürfte."

„Ach, bester Hofrath! Sie haben die Gewohnheit, Alles zu loben; Sie übertreiben gerne ein wenig, gestehen Sie es," sagte mit leichtem Lächeln die Freifrau.

„In diesem Falle bin ich unschuldig, gnädige Frau; was zu loben ist muß man loben, und für Röschen ist mein Lob nicht zu viel. Ich habe das Mädchen ebenfalls im unteren Kloster, wo ich Hausarzt bin, mehrmals gesprochen und mich über seinen scharfen Verstand und sein anspruchloses, herzliches Wesen gewundert; seine Antworten und das ganze Benehmen verriethen eine Bildung, wie man sie selten bei einem Mädchen findet, das auf dem Lande erzogen worden ist. Und was ihr treffliches Herz betrifft, so kann ich mich auf einen Gewährsmann,

meinen Collega und alten Freund, den Centphysikus Dr. Baldewein in Geisa, berufen, der mit dem Lobe eher karg als verschwenderisch umgeht. Er nennt des Wildmeisters Tochter nicht anders als den guten Engel."

„Ich weiß nicht, es mag sonst ein braves Mädchen seyn, aber ich muß sagen, als ich es damals hier sah, fiel mir sein freundliches Gesichtchen auf, aber von der Bildung, die Sie so rühmen, habe ich eben nicht viel bemerkt; mir kam die Jungfer Röschen, ich möchte fast sagen, täppisch-schüchtern vor."

„So gerne ich sonst Ihren Aussprüchen beipflichte, gnädige Frau, so kann ich es dießmal nicht; die Tochter des Wildmeisters in Haselstein ist ein treffliches Kind; glücklich, wer diesen guten Engel einst heimführt."

„Nun da ist ja dem Revierjäger oder Amtsaktuar Glück zu wünschen, der einmal des Wildmeisters Schwiegersohn wird," antwortete in fast pikirtem Tone die Freifrau.

V.

Das Gewitter eines heißen Augusttages hatte sich über Haselstein entladen; frisch und erquickend war die Abendluft. Das versengte Gras der Wiesenmatten erhob sich wieder, und wie Perlen schimmerten die Regentropfen auf den einzelnen Halmen. Die

kleinen Waldbäche, deren Rinnsal man am Mittage noch trockenen Fußes durchschreiten konnte, rauschten wieder durch die Stille des Abends; hier und da schlich ein Reh vorsichtig aus dem Unterholze und schaute nach allen Seiten um, ob es ungefährdet am nahen Bache seinen Durst stillen könne. Nahe am Waldessaume, vor dem Krautacker eines Bauern, hielt eine zahlreiche Hasenfamilie ihre Abendgesellschaft. Der alte Herr stellte zur Freude seiner Kinder ganz possirlich ein Männchen, während die jüngeren Familienglieder ein lustiges Wettrennen hielten, zuweilen auch eines der Häschen in das Kraut rannte und bei den frischen Blättern sich's wohl seyn ließ. Das kleine muntere Zeug konnte jetzt noch fröhlich und guter Dinge seyn; vier Wochen später entging es dem Hochgerichte doch nicht, welches der Wildmeister und sein Feldmann über das kleine Wild im Haselsteiner Revier hielten. Tiefe Stille herrschte ringsumher, kleine Mückchen spielten in der Luft, einen schönen Tag für morgen verkündend; manchmal ließ sich ein später Sänger des Waldes hören, und hie und da schritt langsamen Schrittes ein Bauer aus dem Dorfe über die Wiesen hin, einen Karst auf der Schulter, womit er zum Vortheil seiner Grummeternte die Gräben auf seinem grünen Besitzthum erweitern wollte. Zwischen dem Dorfe und dem Walde stand vereinzelt ein alter Eichbaum, dessen Zweige nur theilweise noch grünten.

Unter diesem Baume, an dem mehr als ein Jahrhundert und viele Geschlechter vorübergezogen seyn

mochten, stand Röschen, die gute Tochter des Wildmeisters von Haselstein. Das sanfte Auge des Mädchens war unverwandt nach der lichten Stelle im nahen Walde gerichtet, wo ein ziemlich breiter Waldpfad seinen Ausgang fand. Die ganze Umgebung, die spärliche Lebendigkeit in der abendlichen Landschaft schien für das Mädchen nicht vorhanden zu seyn; man konnte Röschen ansehen, daß nur ein einziger Gedanke es belebte, daß eine Erwartung heute noch in Erfüllung gehen sollte oder nicht.

Röschen schien an die Erfüllung dieser Hoffnung eher zu glauben als zu zweifeln, obgleich man, je weiter der Abend vorrückte, auf ihrem Gesichte lesen konnte, daß, wenn auch allmählig, ein Kampf zwischen Furcht und Hoffnung sich in ihrem Innern zu erheben begann. Heute noch sollte es sich entscheiden, ob sie, das einfache, schlichte Mädchen bürgerlicher Herkunft, Mitglied einer Familie werden könne, deren lange Kette adeliger Vorfahren nie durch ein bürgerliches Glied unterbrochen worden war, heute noch sollte entschieden werden, ob der Adel ihrer Seele den Sieg über den Adel der Geburt davontragen werde.

„Noch immer kommt er nicht, es ist jetzt schon sieben Uhr," sagte das Mädchen zu sich, und es schien, als wenn ihre Blicke sich verdoppelten, um eine menschliche Gestalt in der lichten Waldstelle zu entdecken.

Wer war der so sehnlichst Erwartete? Ein alter, einfacher und grundehrlicher Mann, der Amtsbote

von Haselstein, Johann Adam Mihm, welcher viele Jahre schon jeden Mittwoch und Sonnabend die Briefe und Aufträge der Beamten und Geistlichen von Haselstein und dem nahen Pfarrdorfe Mackenzell in die Residenzstadt brachte und hier Briefe, Zeitungen und Lebensbedürfnisse in Empfang nahm, um sie treulich an seine Gönner abzuliefern. Er war schon lange Zeit diesen Weg gegangen und doch war seine Rückkunft niemals vielleicht mehr ersehnt worden als heute.

Der letzte Sänger im nahen Walde war verstummt, die Grille im benachbarten Grase hatte zu zirpen aufgehört, die feierlichste Stille ruhte über der ganzen Gegend, man konnte den leisesten Zug eines Lüftchens vernehmen, in der lichten Waldstelle regte sich nichts. „Ach, wenn er am Ende nicht" — — und die Stimme der jugendlichen Rednerin stockte, ihr Auge, das so freudig glänzte, als sie vor zwei Stunden zu dem Eichbaume kam, schien einen schmerzlichen Ausdruck anzunehmen. „Wenn er am Ende," wiederholte sie und schritt eine kleine Strecke vorwärts. Eine Eule schwebte mit leisem, geisterhaftem Flügelschlage in der Nähe über das Feld; der verhängnißvolle Vogel schien sich Beute zu suchen.

Die ganze Haltung Röschens nahm den Ausdruck fieberhafter Spannung und der größten Aufregung an; ihre Bewegungen wurden ängstlich, sie trat so leise als möglich auf, um jedes Geräusch zu hören. Wie viel hing auch von dem Erscheinen des

Amtsboten ab, er sollte die Entscheidung über ihre Zukunft bringen. Wenn er den Brief hatte, mit einem adeligen Wappen gesiegelt und einer Adresse, von Frauenhand geschrieben, dann war Röschen die Braut Heinrichs von Truchseß; aber wenn Mihm das Schreiben nicht brachte oder eines von männlicher Hand geschrieben — nun dann war ihre Vorliebe für einen edlen, an Gesinnung ihr so nahe verwandten Menschen vergeblich gewesen, dann wurden zwei Herzen nicht vereinigt, deren Tugenden einen vollen Einklang bildeten. Es war ein harter Gedanke, aber Röschen hatte sich damit vertraut machen müssen, obgleich sie denselben so gerne aus ihrem Sinne verdrängt hätte. Wenn Baron Heinrich die Zustimmung seiner Eltern zu seiner Werbung um Röschens Hand nicht erhielt, wenn der alte Wildmeister in Haselstein nicht heute Abend noch diese Zustimmung von der Hand der Oberforstmeisterin empfing — dann mußte Röschen ein schweres Opfer bringen, aber ihr kindlicher Gehorsam konnte es bringen, so viel Ueberwindung es auch kosten mochte, und so gerne sie diesen Gedanken von sich ferne gehalten hätte. Dem Lehrer im Dorfe, dessen beste Schülerin während seines ganzen Lehramtes das Mädchen gewesen war, fiel es doch auf, wie Röschen, welche die tägliche Pfarrmesse nie versäumte, in diesen Tagen so lange noch nach Beendigung der heiligen Handlung ganz versunken im Gebete auf ihrem Platze kniete, so daß der gute Mann, welcher seine andächtige Schülerin nicht stören wollte,

einmal eine Stunde hatte warten müssen, bis er die Thüre zur Kirche schließen konnte. Dort vor dem Altare mochte das fromme Mädchen dem Allerhöchsten ihre Wünsche vorgetragen, um ihre Erfüllung gebeten zu haben, aber sie mochte wohl auch um Stärke gefleht haben, die Nichterfüllung derselben zu ertragen und sich dem Wunsche zu fügen, worauf ihr Vater beharrte.

In der lichten Waldstelle wurde es lebendig; ein großer Mann in einem weißlich-grauen Rocke wurde sichtbar, bald konnte man auch den schweren Ranzen mit einem Kalbfellüberzuge unterscheiden, den er auf dem Rücken trug. Röschen hielt den Athem an, um die Fußtritte des Kommenden deutlich zu hören; starren Blickes schaute sie nach der Stelle, wo der Pfad zwischen den Bäumen auslief. „Ja, er ist's!" rief das Mädchen freudig bewegt und eilte wie ein flüchtiges Reh über den Rasen dem Walde zu.

„Mihm, seyd Ihr es denn, kommt Ihr endlich?"

„Ach, Jungfer Röschen, hab' doch gleich Ihre feine Stimme erkannt."

Diese Worte hörte man auf beiden Seiten.

„Habt Ihr einen Brief aus dem Hause des Oberforstmeisters mitgebracht?" fragte das Mädchen, und in ihrem Gesichte kämpfte Hoffnung und Zweifel.

„Beim Herrn von Truchseß war ich, aber" — sagte der Amtsbote langsam, wie er gewöhnlich zu sprechen pflegte.

„Nun, was denn aber? Schnell, lieber Johann

Adam!“ sagte Röschen mit einer Stimme, die Ungeduld und Zweifel verrieth.

„Aber die Herrschaften waren nicht zu Hause, der Herr Oberforstmeister ist auf Inspektion im Haungrunde, die gnädige Frau und der junge Herr sind ins Frankenland gereist,“

„Ins Frankenland? habt Ihr auch recht gehört Amtsbot?“ fragte das Mädchen, dessen sonst blühend rothe Wangen bleich wurden wie der Tod.

„Ins Frankenland, ja, so hat mir der Bedienter gesagt, dem ich jedesmal die Schreiben einhändige, welche der Herr Vater an das Oberlandforstamt mitgibt; für mich war nichts Schriftliches vorhanden, was ich nach Haselstein mitnehmen sollte; hab' noch besonders gefragt. „Es ist heute nichts für Euch da, Mihm!“ sagte der Bedienter.“

Ein Ach! wie man es vielleicht nie schmerzlicher, nie ergreifender gehört hat, das war Alles, was aus dem Munde des Mädchens tönte. Röschen bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, ihr Schluchzen unterbrach die feierliche Stille ringsumher, ihre Thränen und die Tropfen auf den Grashalmen flossen zusammen.

„Um's Himmels Willen, was ist das? was fehlt Euch, herzensgutes Kind?“ sagte der Amtsbote, welcher ganz betroffen da stand.

„Nichts,“ sagte nach einer Weile Röschen, dessen Schluchzen immer lauter wurde. „Laßt mich allein, lieber Mihm, ich folge Euch gleich nach ins Dorf; sagt meinen Eltern nicht, daß ich so traurig war,“

sprach zitternd das Mädchen; es hatte ihm Mühe gekostet, diese Worte vorzubringen.

Der Amtsbote ging, schaute aber immer einmal nach dem Mädchen um, das in einiger Entfernung folgte. Bedenklich schüttelte der betagte Mann den Kopf, der Vorfall mußte ihn tief ergriffen haben, er kannte das Röschen von ihrer Kindheit an und erinnerte sich nicht, das Mädchen jemals so traurig gesehen zu haben.

Vor dem Dorfe, wo die Zäune der letzten Gärten eine grüne Wand rechts und links des Fahrweges bildeten, welcher in den Ort führte, stand ein Bildstock aus Stein. Die Arbeit verrieth, daß der Meister nicht ungeschickt war, welcher hier den Meißel geführt hatte. Die göttliche Mutter, ihren todten Sohn in den Armen, war auf dem Steinbilde abgebildet, fromme Sprüche aus der heiligen Schrift standen darunter, und am Fuße des Denkmals konnte man den Namen des frommen Stifters lesen. Vor dem Bildstocke lag ein breiter Stein, der als Betschemel zu dienen schien, denn man konnte deutlich sehen, wie er von den Knieen der Andächtigen ausgehöhlt war, die hier ihr Gebet verrichteten. Manche Bäurin im Dorfe, die am Mittage der Sonntage auch einmal ins Freie ging, machte diese Stelle zum Ziele ihres Spazierganges, und wie Viele mochten dort schon gekniet haben, die bei frommer Betrachtung des Vesperbildes sich von dem Kummer erleichtert fühlten, welcher ihr Herz bedrückte.

Zwei Linden überschatteten diese der Andacht

geweihte Stelle, der Abendwind spielte mit ihren Blättern.

Dem Bilde der schmerzhaften Mutter näherte sich Röschen, sie warf sich auf den ausgehöhlten Stein nieder, ihre halbgeöffneten Augen richteten sich empor, ihre Hände falteten sich krampfhaft. Wenn der Zug des Abendwindes nicht in den Wipfeln der Linden säuselte, konnte man das leise Gebet dieser jungen Andächtigen vernehmen, deren Augen in Thränen gebadet waren. — Sie betete die Litanei zur schmerzhaften Mutter, und wenn sie das „Erhöre uns" lispelte, konnte man an dem Aeußeren dieser Beterin die ganze Innigkeit ihrer Andacht wahrnehmen.

Eine halbe Stunde und wohl noch etwas länger mochte das Mädchen dort geknieet haben, da erhob es sich, verneigte sich tief und ging den Fahrweg hinauf in das Dorf, ihre Thränen flossen nicht mehr so reichlich wie vorher, aber ihre Schritte waren langsam. Als sie an dem Wirthshause im Dorfe vorüberkam, stand das Thor offen, welches in den weiten von einer Mauer umschlossenen Hofraum führte, in dessen Mitte das gastliche Haus erbaut war. Röschen warf einen flüchtigen Blick durch das geöffnete Thor, sie sah vor dem Eingange zum Hause zwei Männer stehen, die mit einander plauderten; den Einen erkannte als den braven Wirth Thomas, ein Biedermann, wie man sie heutzutage selten findet.

„Also Sie wollen heute Nacht bei mir bleiben, Herr Propsteijäger, denn so muß man sie jetzt titu-

liren; es kommt Einem fast ungewohnt vor, aber nichts für ungut, sind ja alte Bekannte und steckt mir der Adjunktus noch immer im Kopfe," sagte der freundliche Wirth.

„Ja, ich muß heute in Haselstein übernachten, denn übermorgen Abend ist mein Urlaub zu Ende und ich muß wieder in Holzkirchen seyn. Das ist ein wichtiger Gang, den ich morgen zum Wildmeister thue, doch hoffentlich kein vergeblicher," erwiederte der mit dem Wirthe Plaudernde.

„Weiß schon, weiß schon, lieber Wolfmaier! aber gratulire im Voraus; doch nicht zu vergessen, die Hochzeit wird doch bei mir gehalten, ist noch keine in Haselstein gewesen, wo nicht mein Haus die Ehre gehabt und mein Saal all die lieben, werthen Gäste versammelt gesehen hätte. So eine Hochzeit aber, wie Ihr und ich sie erwarten, ist noch keine in unserem Dorfe gefeiert worden und wird auch nicht wieder gefeiert. Aber offen gestanden, Wolfmaier! so lieb und werth mir Ihr sonst seyd und ein langjähriger Gast in meinem Hause, Ihr bekämet Röschen nicht, wenn ich Wildmeister und des Mädchens Vater wäre; kein Revierjäger im Fuldaer Land wäre mir da gut genug, obschon es recht wackere Leut' darunter gibt; doch nichts für ungut."

„Keiner? Einen wüßte ich doch, wenn der Leopold von Dammersbach herüber käme, was würde dann der Herr Wildmeister Thomas sagen?"

„Der Leopold, hm! so ganz Unrecht habt Ihr nicht, aber besinnen würde ich mich doch."

Röschen hatte das Gespräch der Beiden vernommen, sie wollte den weiteren Verlauf nicht hören, kaum konnte sie die Schwelle ihres väterlichen Hauses erreichen, dem sie wie von Angst getrieben zueilte, sie schwankte im Gehen, so waren ihre Kräfte erschöpft.

Es war fünf Tage später. Die Chaussee entlang, welche längs des Fuldaflusses nach der Propstei Johannisberg führte, ging bedächtigen Schrittes ein Mönch, dem man ansehen konnte, daß die drückende Hitze des Mittags ihn am schnelleren Gehen hinderte. Der Staub der Straße bedeckte seine Sandalen und hatte sich selbst in den Falten seines braunen Ordensgewandes einen Platz gesucht. Volle Schweißtropfen standen auf der Stirne des ehrwürdigen Vaters, der manchmal stehen blieb und in die Wellen des Flusses schaute, dessen Bett hier nicht tief ist. Unterhalb des Dorfes Bronnzell, welches durch die neueste Zeitgeschichte eine eigenthümliche Berühmtheit erlangt hat, wölbt sich in mehreren Bogen eine steinerne Brücke über die Fulda. Die steinernen Bildnisse Kaiser Heinrichs II. und des heiligen Glaubensapostels Bonifacius dienen der Brücke zur Zierde, unweit deren man die schönen Gebäude der hochadeligen Propstei Johannisberg erblickt. Die berühmtesten Staatsmänner und Feldherren, Dichter und Philosophen des gegenwärtigen und vorigen Jahrhunderts haben diesen Uebergang über die Fulda

passirt, sein steinernes Geländer hat gar manchem müden Wanderer als Ruhebank gedient, auch der Vikar und Conventsprediger des Fuldaer Kapuzinerklosters Pater Hermann Joseph rastete von seinem kurzen, aber an jenem Tage beschwerlichen Wege einige Minuten auf jenem steinernen Sitze. Feierliches Schweigen herrschte in der Natur, Alles schien den Einfluß der hoch am Himmel stehenden und volle Strahlen zur Erde sendenden Sonne zu empfinden. Das Laub der Erle am Flusse, sonst so leicht beweglich und durch sein Zittern den leisesten Zug eines Lüftchens verrathend, war regungslos. Libellen gaukelten auf den Wasserpflanzen am Ufer und setzten sich auf die fetten, gelben Blüthen der Wasserrose, die stolz und ruhig auf den Wellen der Fulda schwamm. Zahlreiche Heuschrecken ließen in den benachbarten Wiesen ihr eintöniges, schnurrendes Geräusch ertönen, Wasserschwalben schossen längs des Flusses auf und nieder, die kleinen beflügelten Wesen suchend, welche harmlos in buntem Geschwirre die Pflanzenwelt des Wassers belebten. Auf der kurzen Strecke, welche die Straße von der Brücke bis vor die Propstei bildet, kam ein junger Mann in vollem Laufen hergeeilt, er schien seine eilfertigen Schritte noch zu beschleunigen, als er des Mönches ansichtig wurde, der auf dem Brückengeländer saß und sich jetzt erhob, um dem Eilfertigen in den Weg zu treten.

„Ei, ei! Junker Truchseß, warum so eilig? Sollte man doch glauben, der Hoftrompeter habe unter dem Thore des Residenzschlosses bereits zum zweiten Male

geblasen und Ihr wolltet dennoch an dem Tische Eures fürstlichen Herrn Euch zeitig einfinden. So große Eile haben die Hofherren doch jetzt nicht, denn der Fürstbischof weilt ja in diesem Augenblicke mit einem ganz kleinen Gefolge in Brückenau," sagte der Mönch.

„Der Hofdienst ruft mich auch nicht, hochwürdiger Vater, weit dringendere Geschäfte heißen mich eilen. Seit gestern Morgen, wo ich um acht Uhr zu dem Schweinfurter Thor in Bamberg hinausritt, bin ich nicht vom Pferde gekommen bis vor einer Stunde, wo ich dort beim Zollhause absaß, unserem Hans Jörg das ermüdete Thier übergab, um es langsam nach Hause in den Stall zu bringen und dann zu Sr. Gnaden Herrn Vetter herübergeeilt bin, um ihm eine fröhliche Botschaft zu bringen und mich selbst etwas zu erfrischen," sagte der Junker, auf dessen Gesichte man in jeder Falte die Freude lesen konnte, welche ihn bewegte.

„Eine fröhliche Botschaft demnach aus dem Frankenlande, wo Ihr gewesen seyd nach Eurer vorhinnigen Aussage. Darf man vielleicht zu einem Forstmeister Sr. hochfürstlichen Gnaden des Herrn Fürstbischofes von Bamberg gratuliren?" fragte der Conventsprediger.

„Das nicht, Pater Hermann Joseph, aber Euren Glückwunsch will ich doch annehmen, würde mir nicht willkommener seyn und wenn ich Oberjägermeister am kaiserlichen Hofe geworden wäre. Ein Kronenthaler ist bereits für die arme Remmertin bestimmt, denn sie soll auch einen frohen Tag haben, wenn ich den frohesten meines Lebens feiere."

„Frohester Tag! — — ein Kronenthaler für die Remmertin! — — Das klingt mir Alles ganz räthselhaft, Herr Baron!“ sagte kopfschüttelnd der Pater Vikarius.

„Nun in nächster Zeit wird sich das Räthsel lösen. Sollt im Voraus auch zur Hochzeit eingeladen seyn; aber jetzt muß ich weiter eilen, Euer Hochwürden, denn Haselstein erreiche ich selbst mit einem frischen Pferde, das gut zu traben weiß, kaum in zwei Stunden.“

„Jetzt geht mir ein Licht auf; nun diesen Bund möge der Himmel segnen, also aus den Töchtern des elterlichen Heimathlandes habt Ihr Eine ausgesucht. Nun das ist gewiß die beste und frömmste unter den Edelfräulein Frankoniens. Aber, was wollt Ihr in Haselstein, ist vielleicht heute der Herr Vater dort in Geschäften seines Amtes?“

„Nein, aber das edle Fräulein, das ich aus den Töchtern meines Heimathlandes ausgesucht und dem ich die frohe Botschaft bringen will, daß meine Mutter endlich ihre Zustimmung zu meiner Verbindung mit der besten und frömmsten Tochter Buchoniens gegeben hat,“ sagte der Junker, der gerne das Gespräch abgebrochen hätte.

„Ich weiß nicht, mir klingt alles räthselhaft, was der Baron Heinrich heute sagt, dessen Reden mir sonst so klar waren, wie der Schein der Sonne. In Haselstein wohnt doch kein Edelfräulein?“ fragte mit zweifelndem Blicke der Pater.

„Um kurz zu seyn, gibt es wohl ein edleres

Mädchen, als des Wildmeisters Röschen, das Ihr ja auch kennt," entgegnete Herr von Truchseß.

„Das kenne ich recht wohl, aber die kann Eure Gemahlin doch nicht werden!" erwiederte der Mönch und schaute verwundert den Junker an.

„Nun auf dem ganzen Wege freute ich mich meines Sieges über ein Vorurtheil und auf dieser Brücke begegnet mir das Gespenst schon wieder; glaubt Ihr denn auch, lieber Vater, zur glücklichen Ehe eines Adligen sey unumgängliches Erforderniß, daß seine Frau ein vergilbtes Pergament mit dem großen Reichssiegel als Heirathsgut mitbringe?"

„Das glaube ich gerade nicht, aber das Röschen könnt Ihr doch nun einmal nicht heirathen."

„Warum denn nicht, bin froh genug, daß es mir endlich gelungen ist, meine Mutter zu bewegen, daß sie ihre Einwilligung zu der Wahl meines Herzens gab; hätte in der That nicht geglaubt, daß ich dieses durchsetze."

Der Mönch stand kopfschüttelnd vor dem Junker; plötzlich fuhr er mit der Hand über die Stirne; es war, als wenn ihm ein Licht in dieser bisher so dunklen Sache aufgehe und eine Rückerinnerung in ihm erwache. Er maß den Junker Truchseß von Kopf bis zu den Füßen, faßte seine Hand, als wenn er fühlen wollte, ob der Pulsschlag dieses jungen Mannes ihn nicht hindere, das feierliche Schweigen zu brechen, welches in diesem Augenblicke auf den Lippen des Ordensmannes ruhte. Nach einer Weile sagte er, indem er dem Baron scharf in's Auge sah,

mit ruhiger Stimme: „Lieber Heinrich! ich kenne Sie als einen Mann von größter Entschiedenheit des Willens, Ihr ganzes Wesen hat etwas Ritterliches und Festes; Sie besitzen ein Herz, das sich für alles Edle zu begeistern weiß und innigen Antheil an den schweren Prüfungen nimmt, welche über Ihre Nebenmenschen ergehen, die niemals das Glück gekannt haben, welches Sie bis jetzt niemals verließ. Ich zweifle nicht, daß der Mann, in dessen Brust ein solches Herz schlägt, selbst schwere Prüfungen zu bestehen weiß, die für Niemand ausbleiben, mag er noch so hoch gestellt, mit allen Glücksgütern gesegnet und von Allen, die ihn kennen, geliebt und geachtet seyn. Ich zweifle um so weniger, daß Sie stark genug seyn werden, auch Manches zu ertragen, was man lieber von sich weggenommen sähe, da ich Sie als einen frommen Christen kenne, der sich in Alles fügt, selbst wenn es herbe und bitter ist."

„Was soll Eure Rede, hochwürdigster Vater?" fragte Baron Truchseß, und seine Gesichtszüge nahmen eine blässere Farbe an; die Freude begann aus dem Auge zu schwinden, worin sie eben noch so voll geglänzt hatte.

„Bester Heinrich!" begann der Mönch wieder, dessen Stimme einen feierlichen und zugleich milden Ton annahm, „Sie kennen den Beruf eines Priesters; zu den schönsten Seiten dieses Berufes gehört das Trösten. Hören Sie in diesem Augenblicke auf meine Stimme, die Ihnen anräth, sich zu fassen und Muth genug zu besitzen, wenn die große Freude Ihres

Herzens, woran ich den innigsten Antheil nehme, in nächster Zeit vielleicht durch Erfahrungen gestört wird, die zwar schmerzlich für Sie seyn werden, die zu ertragen aber ein Truchseß von Wetzhausen stark genug seyn wird. Heinrich! kehren Sie mit mir in die gastliche Wohnung Ihres Oheims zurück. Sie brauchen nicht nach Haselstein zu reiten, es würde vergeblich seyn: Röschen kann Ihre Braut nicht werden, sie ist einem Andern verlobt." — — —

Die Kniee Junker Heinrichs wankten; man sah in seinem Gesichte keinen Blutstropfen mehr; er hielt die Hand des Mönches ängstlich fest, seine Augenlider schlossen sich, das Blut seiner Adern schien erstarrt, bis es plötzlich aufwallte und sein Puls wie der eines Fieberhaften schlug. Wohl zehn Minuten blieb der junge Mann in dieser traurigen Stellung, dann öffnete sich sein Auge, das ganze Feuer desselben loderte auf und ein wilder Blick fuhr aus demselben. Nach und nach nahm das Auge seinen früheren ruhig ernsten Ausdruck wieder an, das gesenkte Haupt des jungen Mannes erhob sich; er stand aufrecht in gerader Stellung, die in diesem Augenblicke mehr als je das ritterliche Gepräge seines ganzen Wesens trug.

„Heiliger Schutzpatron, bitte für mich, daß ich dieses Leid würdig ertrage!"

Mit diesen Worten setzte sich der Junker unter die Statue des Heiligen seines Namens, die auf der Brücke stand. Die Erschöpfung seines Körpers, welche er vor Freude früher nicht verspürt hatte, schien jetzt

in vollem Maße fühlbar zu werden. Der Mönch setzte sich neben den schwer Betrübten.

„Redet weiter, lieber Pater, woher hattet Ihr diese für mich so schmerzliche Nachricht?“ sagte nach einer Weile Baron Truchseß.

„Ich war gestern in Haselstein, wohin ich Tags zuvor von Schleida gekommen war, dort hatte ich auf Schneefest die Predigt gehalten. In Haselstein hielt ich das sonntägliche Hochamt und da hörte ich, wie der Herr Pfarrer am Schlusse seiner Predigt von der Kanzel verkündigte: „Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich versprochen der Propsteijäger in Holzkirchen, Herr Sebastianus Wolfmaier, mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau Rosa .... in Haselstein und werden hiemit zum ersten und zweiten Male ausgerufen.“

„Das ist nicht meine Schuld — — — das ist nicht meine Schuld!“ sagte Baron Truchseß und schwieg. Nach einer Weile fuhr er fort: „Sollte dieses Röschen meiner Liebe unwürdig gewesen seyn? ich kann es nicht glauben. Ach, ihr Vater, dieser alte Wildmeister, ist ein gar zu vorsichtiger Mann und dabei zäh wie eine Birke. Er hat immer gefürchtet, meinen Vater zu beleidigen, wenn er meine Zuneigung zu seiner Tochter begünstige; ja der Wildmeister will es immer mit seinen Vorgesetzten nicht verderben. Wahrscheinlich hat er seine Tochter überredet, vielleicht gar gezwungen, diesem Menschen ihre Hand zu reichen. Sonderbare Fügung! Mein Vater hat den Wolfmaier zu der Stelle in Holzkirchen be-

fördern helfen; freilich er kannte ihn nicht und ich wußte von diesem Patronate nichts." Tiefes Schweigen folgte abermals diesen Worten; der Junker sah bald seinen geistlichen Freund an, bald starrte er unverwandten Blickes in das weite Wiesenthal. Plötzlich fuhr er von seinem Sitze auf und rief mit lauter Stimme: „Oder sollte ein Zufall, ein unglückliches Verhängniß die Ursache seyn, daß Röschen diesen Entschluß faßte; es ahnt mir so etwas, doch scheint es kaum wahrscheinlich."

„Laßt uns hinüber nach der Propstei gehen, Ihr seyd sehr erschöpft und bedürft der Ruhe; ein paar Tage Aufenthalt bei Sr. Gnaden dem Herrn Vetter werden Euren Trübsinn schon etwas zerstreuen," bemerkte in sanftem Tone Pater Hermann Joseph.

„Ich kehre eigentlich ungern zu der Propstei zurück, sie erinnert mich zu sehr an mein Unglück. Der gute Herr drüben war es gerade, der meine große Freude mit veranlaßt hatte; seine Vorstellungen bewirkten fast nur allein die Sinnesänderung meiner Mutter. Ich ginge jetzt am Liebsten in die weite Welt; wäre ich doch früher Soldat geworden wie mein Bruder Amand. Dieses Leid hätte ich mir wenigstens erspart."

„Wer weiß, ob Euch in der Fremde nicht ein größeres begegnet wäre; der Mensch denkt und Gott lenkt. Kommt nun, lieber Herr, und laßt uns nach dem Johannisberge gehen," sagte der gute Pater.

Die Beiden gingen nach der Propstei.

VI.

Andächtigen Blickes, die Hände zum Gebet gefaltet, saß Frau Elisabeth, die fromme Hausfrau eines Fuldaer Bürgers, vor dem schweren eichenen Tische ihrer Wohnstube. Wohl drei Generationen mochten ihr Mittag- und Abendbrod schon an diesem Tische verzehrt haben, der mit einem weißen Tuche überdeckt war, auf dem ein Sachverständiger so ziemlich den Küchenzettel einer zur Hälfte abgelaufenen Woche lesen konnte. Eine große, sauber geleerte Schüssel stand auf dem Tische, ihr Inhalt schien sich der allgemeinsten Theilnahme erfreut zu haben und mit großem Appetit aufgeräumt worden zu seyn. Schalen von Erdäpfeln und wirklichen Aepfeln, Ueberreste des Mahles, lagen gesammelt auf einem zinnernen Teller; die Abendmahlzeit mochte sehr frugal gewesen seyn. Vor dem Tische standen drei Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen. Das älteste Mädchen, es konnte zwölf Jahre zählen, sprach laut und vernehmlich das Dankgebet; manchmal beantwortete die Mutter mit den beiden andern Kindern die Versikeln in dem Gebete der jungen Andächtigen. Als das Gebet beendigt war, nahm Frau Elisabeth das Eßgeschirr hinweg und setzte es auf eine Bank neben dem Ofen.

„Fränzchen! nimm das Leben der Heiligen und suche uns den vierten September auf, es wird „Rosalia" seyn, gestern haben wir von der heiligen Euphemia gehört," sagte die Mutter zu ihrem Töch-

terchen, das eben so schön vorgebetet hatte. Das Kind ging in ein niedriges Nebenzimmer, um das Buch zu suchen, während seine Mutter das Strickzeug nahm und sich auf ihren alten Platz am Tische setzte.

Feierliche Stille herrschte in der eben nicht geräumigen Stube, deren Hausgeräthe mittleren, bürgerlichen Wohlstand jener Zeit verrieth. Düster brannte das Licht einer höchst einfachen Hängelampe; Frau Elisabeth schob mit der Stricknadel den Docht in der Lampe etwas höher und die ölgenährte Flamme gab einen helleren Schein. Aufmerksam folgten die Augen der beiden Kinder jeder Bewegung der kleinen Flamme, und wenn dieselbe manchmal in dunkelrothem, dünnem Strahle emporzüngelte, lächelte der kleine Knabe und legte seine Händchen übereinander, in stiller Bewunderung des einfachen Phänomens versunken. In der Ritze zwischen der Steinplatte unter dem Ofen und den Dielen des Fußbodens zirpte ein Heimchen, und eine junge Katze spielte mit den zur Erde hängenden Gewichtsteinen einer Schwarzwälder Uhr, die an der Wand hing und deren hölzerner Kukuk dreimal rief, wenn eine Stunde abgelaufen war und die Uhr auszuschlagen begann. Unweit der Thüre stand eine Schublade altmodischen Aussehens; es war die jedem Bürgerhause damals unentbehrliche Siedel, worin die besseren Kleidungsstücke der Familie, so wie der zum täglichen Geschäftsverkehr und Einkaufen der Lebensmittel nöthige Geldvorrath verwahrt wurde. An diese Siedel lehnte sich ein junger Mensch; seine

Kleider waren besser als sie sonst Bürgerskinder zu tragen pflegten und hatten einen gewissen burschikosen Zuschnitt. Es war Anton, der älteste Sohn Frau Elisabeths, ein „Student," wie die Schüler des Gymnasiums, mochten sie auch in den niedersten Klassen seyn, genannt wurden. Auf dem Gesichte dieses Musensohnes, welcher bereits eine der obersten Klassen der Gelehrtenschule besuchte, spiegelte sich neben einer gewissen Gutmüthigkeit ein sehr deutlicher Zug von Schalkhaftigkeit.

Anton schien diesen Abend gegen Alles, was um ihn vorging, theilnahmlos zu seyn; er war schon vor Beendigung der Abendmahlzeit von dem Tische aufgestanden und hatte den Platz an der Siedel gesucht; während des Gebetes hatte er zwar äußerlich eine andächtige Haltung angenommen, aber bei einem aufmerksamen Beobachter würden gewiß Zweifel über die innere Andacht des Studenten rege geworden seyn.

Auf der Straße schallte ein gellender Pfiff, rasch folgten zwei ähnliche Signale.

Es dauerte eine Weile, noch immer herrschte tiefe Stille in dem Zimmer, Fränzchen schien das Leben der Heiligen auf dem kleinen Bücherbrette in dem Nebenzimmer nicht finden zu können.

„Liebe Mutter, laß mich ein wenig auf den Steinweg zum Vetter Adam gehen; wir müssen ein sehr schweres lateinisches Pensum morgen dem Herrn Professor abliefern und auch in der Feldmeßkunst wird examinirt; das ist nichts Leichtes, ich will erst

einmal mit dem Vetter die Aufgaben für morgen durchnehmen," sagte Anton.

„So willst Du also schon wieder fort; wie oft gehst Du nicht zu dem Vetter auf dem Steinweg; ich glaube fast, Euer Studium ist nicht weit her und Ihr treibt Possen, statt in die Bücher zu sehen. Für heute kannst Du noch einmal hingehen," gestattete Frau Elisabeth.

Anton ließ sich das nicht zweimal sagen; flugs hatte er den weiten Mantelkragen, die gewöhnliche Tracht der Studirenden, um die Schultern gehängt und eine Schirmmütze aufgesetzt, die gewiß kein Mützenfabrikant in seinem Schaufenster ausgestellt haben würde, um Käufer für seine Waare anzulocken. Mit zwei Schritten war Anton durch Hausflur und Thüre auf der Straße. „Joseph, bist Du da?" fragte er mit halblauter Stimme, und eine kurze gedrungene Gestalt gab ein freudiges „Ja" zurück.

„Sey froh, daß meine Mutter nicht das Fenster geöffnet und sich nach dem Nachtwächter umgesehen hat, der um sieben Uhr die Drei gepfiffen; die Mama traut unserm Studium beim Vetter Adam nicht mehr recht. Aber komm, Weißkopf, und laß uns durch die Judengasse gehen; über den Markt gehe ich nicht mehr, der Pedell Schugard steigt um diese Stunde zum Biere; vorgestern ist er mir auch begegnet und rief mich an, aber ich sah weder noch hörte ich, sondern wischte schnell an den Häusern der Hafnergasse hin."

„Bin's zufrieden," sagte der Andere, und Arm

in Arm wandelten die Lateinschüler der engen und winkligen Judengasse zn.

„Siehst Du, Anton, die oberen Fenster im Storchen sind matt erleuchtet, da sitzen gewiß die Freimaurer wieder beisammen und halten Rath. Dem Ermenold sein Vater ist auch dabei; hast Du schon gesehen, was er sich für einen großen, schwarzgrauen Bart wachsen läßt? 's ist zum Todtlachen; ich glaube, er hält sich in seinem Barte für Sokrates," sagte der eine Student.

„Eher für Diogenes," meinte Anton; „denn der Anzug der Cyniker ist wohl ebenso sauber gewesen wie jener des Herrn Geheimrathes."

„Halt, da kommt der rothe Mauschel, der darf nicht ungezwickt passiren. Mauschel, mach' mores, sonst gibt's, Du weißt schon was!" rief der Student, dessen blendend weißes Kopfhaar unter einer schwarzen Zipfelmütze hervorleuchtete, die eigentlich zu dem Abendanzuge seines Vaters gehörte.

„Na, geht Eure Wege, ich geh' die meinige und halt Niemand an," erwiederte der Judenknabe, welcher mit einem Bündel unter dem Arme vom alltäglichen Schachergeschäfte nach Hause kehrte.

„Still, Judenseele, und rege Dich nicht; auf der Stelle die Mütze herunter, wenn zwei so vornehme Herren kommen," herrschte der Weißkopf den erschrockenen Sohn Israels an.

Zitternd nahm der Hebräer seine Kopfbedeckung ab und machte eine tiefe Verbeugung vor den beiden hoffnungsvollen Jünglingen.

„Wie viel Gojims hast Du heute wieder geschächt?“ fragte Anton.

„Seyd mer still, alles was recht is, Ihr Herren Studenten, aber es is bald zu arg mit Euch. Keiner von unsere Leut' hat mehr Ruh. Wie wär's, wenn ich's dem Herrn Schuldirektor sagen thät', morgen komm' ich zu ihm, er braucht en neue Hut, was wird's da geben, Ihr Herren?“ erwiederte der Jude.

„Untersteh' Dich und mach' den Fuchsschwänzer, dann geht Dir's wie dem Löb Goldschmitt, der denkt gewiß an die Studenten,“ erwiederte Anton und ging lachend mit seinem Freunde weiter.

Als die Beiden aus der Judengasse in die Hauptstraße der Stadt einbiegen wollten, sahen sie vor einem Hause zwei junge Männer stehen, unweit derselben einen Dritten, welcher ein Diener zu seyn und dem einen jener Männer einen schweren Reisesack nachzutragen schien.

„Den Kronenthaler gibst Du der alten Remmertin, ich hatte ihr denselben in der Freude meines Herzens versprochen, nun in meinem Leide soll er der armen Frau nicht vorenthalten bleiben. Sie mag für mich beten, daß es mir in der Fremde wohlergehe. Auch den Pater Hermann Joseph grüße noch einmal von mir und bitte ihn, meinem Namen ein gutes Andenken zu bewahren. Nun muß geschieden seyn, bester Leopold! Major von Linden wartet mit dem Wagen auf mich. Lebe wohl, lebe wohl für immer und vergiß Deinen Freund nicht!“ Mit diesen Worten umarmte der eine der jungen Männer den anderen, drückte

ihm den Abschiedskuß auf die Lippen und verschwand mit seinem Diener zwischen den Häusern der Judengasse. Der Andere blieb noch eine Weile stehen, man konnte in der Stille des Abends deutlich sein Schluchzen vernehmen; endlich schritt er langsamen Schrittes die Hauptstraße entlang.

„War das nicht der Baron Truchseß, und war nicht der Andere der Leopold, welcher bisher als Forstwart in Dammersbach stand?“ sagte Anton zu seinem Begleiter, der mit ihm Augenzeuge dieser Scene gewesen war. „Ich glaube auch die Beiden erkannt zu haben,“ erwiederte der Weißkopf.

Der Vorfall schien auf die Gemüthsstimmung der beiden Studenten einen vorübergehenden Eindruck gemacht zu haben, bald waren sie noch muthwilliger als vorher. Da wurde hier einem ehrsamen Bürger an die Fensterladen geklopft, dort wieder die Klingel an dem Hause eines reichen Mannes, welcher die Ruhe liebte und sich früh niederzulegen pflegte, rasch gezogen und fortgesprungen. An dem Hause des Hofkammerrathes N. sollte eben dieses Kunststück versucht werden und bereits hatte Anton den eisernen Schellenzug gefaßt, als sich das Fenster öffnete und eine feine Mädchenstimme rief: „Wer ist da?“ Anton und sein Freund ergriffen schnell die Flucht, erst vor der elterlichen Wohnung Vetter Adams machten sie Halt.

„Das kann eine schöne Geschichte werden, das Lockenköpfchen hat uns gewiß gekannt; hab' ich Dir nicht gleich gesagt: Laß es gut seyn. Wenn das

Mädchen nun morgen dem Pater Dietrich die Geschichte erzählt, der täglich zum Hofkammerrath kommt und eine Schale Kaffee mit ihm trinkt — ich wasch' mich rein, aber Dir kann etwas im Garten blühen, so ein paar Tage wirst Du freies Quartier bekommen und strenge Diät halten müssen!" sagte der Weißkopf.

„Ist mir nicht bange vor, die gute Mathildis mag uns wohl gekannt haben, aber sie verräth nichts, zumal sie ja die Freundin Deiner Schwester ist," bemerkte Anton.

Die Beiden traten durch die halbgeöffnete Hausthüre in die Wohnung ihres Freundes, nahmen eine ganz anständige Haltung an und fragten in der Küche die Mutter Adams, ob Letzterer zu Hause sey.

„Er sitzt in der hinteren Stube," war die Antwort, welche die mit Reinigen des Kochgeschirres beschäftigte Frau in gleichgiltigem Tone den Studenten gab.

Anton und sein Freund traten in das vordere Zimmer, wünschten ehrerbietig der zahlreichen Gesellschaft, die hier versammelt war, einen „guten Abend" und waren schnell hinter der Glasthüre verschwunden, welche in das Studirzimmer ihres Vetters und Freundes führte, mit dessen Familienverhältnissen wir uns näher bekannt machen wollen.

Meister Fröhlich, der Vater Adams, war seinem Gewerbe nach ein Schuhmacher, der ehrlich und redlich im Schweiße seines Angesichts eine zahlreiche Familie ernährte und im vollsten Sinne des Wortes ein wackerer Bürger war. An keinem Mor-

gen, mochte es noch so kalt seyn oder der Regen in Strömen vom Himmel fallen, versäumte unser Meister die erste Messe, welche in seiner Pfarrkirche gehalten wurde. Er war Mitglied mehrerer Bruderschaften und bekleidete bei einer dieser frommen Einigungen nun zum fünften Male das Amt eines Sekretärs und Rechnungsführers. Auch in der ehrbaren Zunft, der er angehörte, besaß Fröhlich Ansehen und Geltung; mehrmals hatte er die Würde eines Altmeisters bekleidet, und viele der jüngeren Gewerbsmeister konnten die väterlichen Worte nicht vergessen, welche er bei ihrer Aufnahme in die Innung vor offener Lade und im Beiseyn sämmtlicher Zunftgenossen an sie gerichtet hatte, Worte, die ungekünstelt waren, aber Zugang zum Herzen fanden und dem jungen Handwerker lehrten, was wohlanständig und eines tüchtigen Bürgers würdig sey; wie man es anfangen müsse, um sein ehrliches Auskommen zu finden und auch im niederen Stande geachtet zu seyn. Niemand wußte außerdem besser, was bei dem ehrsamen Schuhmachergewerk in den verschiedenen Ländern des deutschen Reiches Sitte und Brauch war, als dieser Meister, und in keinem Hause wurde Geselle und Lehrjunge besser gehalten wie in dem seinigen. Freilich hatte Fröhlich gewöhnlich nur einen Gehilfen, der fleißige Mann arbeitete selbst für drei.

Die Ernährung einer zahlreichen Familie forderte von dem Hausvater die größte Thätigkeit bei strenger Sparsamkeit. Um diesen Zweck besser zu erreichen unterhielt Adams Vater neben seinem eigent-

lichen Gewerbe eine keine, aber reinliche Bierwirthschaft, und das Getränke, was er führte, erfreute sich einer solchen Anerkennung, daß viele ehrbare Bürger, wenn sie ihr Tagewerk vollendet hatten, in seinem Hause zu einer anständigen Erholung und einem erfrischenden Labetrunke zusammenkamen. Freilich konnte die Winterwirthschaft auf dem Steinwege keinen Vergleich aushalten mit den eleganten Bierlokalen unserer Tage, worin bayerische Kellnerinnen mit Riegelhäubchen den braunen Gerstensaft kredenzen; in Meister Fröhlichs Hause vereinigte die vordere Stube des unteren Stockwerks Werkstätte und Schenklokal. Neben dem Schemel, worauf der fleißige Meister saß, stand der Tisch, welchen Abends Bierkrüge und Gläser bedeckten, und während der Meister sich mit dem Lichte der Oellampe begnügte, das hinter einer Glaskugel flackerte, waren die zahlreichen Stammgäste mit dem einen Talglichte zufrieden, welches, auf einem eisernen Schiebleuchter angebracht, die Gruppen der Zecher beleuchtete. Mit diesem Zimmer war durch eine Thüre mit Glasfenstern und Vorhang ein kleines Stübchen verbunden, das Fröhlich und seine Gäste nicht anders als das „Herrenstübchen“ nannten. Ein Ofen heizte beide Zimmer, Buderus und Söhne hatten ihn gegossen, und auf der Platte, welche dem Herrenstübchen zugewendet war, konnte der Geschichtsforscher die Belagerung Troja's bildlich dargestellt finden. Dieses traute, wenn auch nur eine beschränkte Zahl Gäste fassende Zimmer vereinigte jeden Abend einen frohen Kreis

junger Leute, welche die Wirthschaft Meister Fröhlichs besuchten und in dem engen Nebenzimmer ihrer guten Laune und ihrem reichlich sprudelnden Witze freien Lauf ließen. Muntere Studenten der in Fulda bestehenden Adolphsuniversität, Juristen, Mediziner und Kameralisten fanden sich hier mit jungen Dienern des Staates, die meist noch im Carenzjahre waren, zusammen; hie und da mischte sich auch ein Logiker oder Physiker dazwischen, obgleich den Hörern der Philosophie der Wirthshausbesuch nicht gestattet war; indessen wußte Rektor und akademischer Senat ein Auge zuzudrücken, wenn der Ephorus der philosophischen Fakultät an einem Schüler derselben nichts weiter zu rügen hatte, als daß er manchmal in das Haus Meister Fröhlichs zum Biere gehe. — Jenes Herrenstübchen, wovon die Gäste des vorderen Zimmers mit einer gewissen Ehrfurcht sprachen, hatte aber auch noch eine höhere Bestimmung, es war zugleich das Studirzimmer Adams, des vielversprechenden Sohnes Meister Fröhlichs. Der fleißige Jüngling benützte den wohlgeheizten Raum, um hier seine Schularbeiten anzufertigen, die gewöhnlich bis zur siebenten Abendstunde, wo die Gäste kamen, vollendet waren, manchmal auch unter dem Klange der Gläser und dem Schalle froher Lieder ihrer Vollendung entgegenreiften und dann häufig unreife Früchte blieben. Das ganze gelehrte Rüstzeug Adams wurde in dem Herrenstübchen aufbewahrt, und friedlich theilten die Klassiker des alten Roms in einem Wandschränkchen ihren Platz mit einer hölzernen, zierlich

umreiften Bierkanne, woraus der lange Sturm, ein famoser Student, seinen Abendtrunk zu nehmen pflegte.

An dem Abende, wo die beiden Freunde in gewohnter Weise ihren Schulkameraden besuchten, war dieser bei ihrer Ankunft so recht in seinen Studien und Arbeiten vertieft. Auf dem Arbeitstische des Fleißigen lag Bayers lateinisches Lexikon, ein ansehnlicher Quartband, dessen äußere Ausstattung hohes Alter und starken Gebrauch verrieth. Der Einband des Buches hatte erheblichen Schaden genommen, denn von seinen ledernen Seitendecken war nur noch eine übrig, auf der man künstliche, mit dem Federmesser ausgeführte Schnitzarbeiten sah. Das Innere des Buches war auf vielen Blättern mit Miniaturmalereien geschmückt, die jedoch weder die Farbenfrische noch die künstlerische Vollendung zeigten, wie man es in alten Handschriften mit Vergnügen wahrnimmt. Dinte und Feder hatten die Stelle von Pinsel und Palette vertreten, und die Zeichnungen verriethen, daß die künstlerischen Anlagen ihres Urhebers eben nicht groß seyen. Neben dem Wörterbuche lagen die „Elemente des Euklides“ in deutscher Uebersetzung. Das Buch war sauber gehalten und bildete einen vortheilhaften Gegensatz zu seinem lexikographischen Nachbar; es schien fast, als wenn der Besitzer desselben dem griechischen Mathematiker, der so viele Schüler seit Jahrhunderten gebildet hatte, gerne die wohlverdiente Ruhe gönne, und nur wider Willen diesen betagten Weisen auf seinem Platze im Bücherschranke beunruhige.

Zwischen den Büchern und Schreibheften stand, um das friedliche Bild eines Studirzimmers zu vollenden, ein hohes mit Bier gefülltes Glas. Adam that, wenn er eine Zeitlang mit größter Aufmerksamkeit an seiner schwierigen lateinischen Aufgabe gearbeitet hatte, einen Schluck aus dem Glase, dessen Inhalt leichter Natur war und, mäßig genossen, der Denkkraft keinen Abbruch that.

Die beiden Freunde wurden bei ihrer Ankunft von dem fleißigen Kameraden willkommen geheißen, aber zugleich ernstlich ermahnt, sich ganz ruhig zu verhalten, sie könnten einstweilen die mathematischen Lehrsätze durchgehen, um sie ihm nachher „einzupaucken", wie Adam, an dem der Umgang mit Akademikern nicht spurlos vorüberging, bemerkte. Später, meinte er, wollten sie recht lustig zusammen seyn; es kämen ein paar ganz fidele Bursche, die es nicht unter ihrer Würde hielten, mit Lateinschülern umzugehen. Die beiden Jugendgenossen schienen den Wunsch ihres Freundes eben nicht mit großer Freude aufzunehmen. Der Weißkopf, ein tüchtiger Mathematiker, nahm den Euklides zur Hand, Anton aber setzte sich mißvergnügt in eine Ecke. Wir überlassen die Jünglinge ihren Studien und stillen Betrachtungen und begeben uns in das vordere Zimmer, um die Besucher von Meister Fröhlichs Wirthschaft etwas näher zu betrachten.

Die Frankfurter „Reichspostzeitung" war eben zur Seite gelegt worden, nachdem der Inhalt des kleinen schmutziggrauen Blattes vom Titel bis auf

den Curs der Goldmünzen und Staatspapiere herab laut und deutlich von einem Gaste vorgelesen, stellenweise auch durch passende Bemerkungen erläutert worden war, die zuweilen eine heftige Debatte herbeiführten. Die meisten Bemerkungen machte ein umfangreicher Mann in weitem blauen Tuchrocke, der am obersten Ende des Tisches saß und gleichsam den Vorsitz unter den Gästen führte; Herr Jodokus Beseler, ein angesehener und wohlhabender Bäckermeister, war dieser Redselige, der gewiß an keinem Abende das Haus seines Gevatters Fröhlich unbesucht ließ, wo er wußte, daß die neueste Zeitungsnummer für zwei Stunden dem Schuhmachermeister zur Erheiterung seiner Gäste von einem in der Nähe wohnenden Beamten überlassen wurde.

So begierig Gevatter Beseler war, die neuesten Welthändel zu erfahren, war er doch nie zu bewegen, die Zeitung selbst vorzulesen, obgleich er fast jedesmal dazu aufgefordert wurde. Bald hatte er seine Brille vergessen, bald flackerte es ihm vor den Augen und er konnte die Buchstaben nicht deutlich genug unterscheiden, bald hatte er einen andern Entschuldigungsgrund, um das Vorleseramt von sich abzuwenden. Die andern Gäste flüsterten oft leise einander zu, Meister Beseler könne nicht lesen. Dagegen betheiligte er sich am lautesten und lebhaftesten an der Unterhaltung und nahm bei Erörterung politischer und staatswirthschaftlicher Fragen eine gewisse Autorität für sich in Anspruch, die sich auf den freilich wichtigen Grund stützte, daß Meister Beseler als

Bäckergeselle das heilige römische Reich deutscher Nation so ziemlich zur Hälfte durchwandert und, was er sehr oft erwähnte, ein ganzes Jahr in der Kaiserstadt Wien gearbeitet hatte. Um den Anstrich gelehrter Bildung, welchen er sich gerne zu geben suchte, zu erhöhen, war er im Gebrauche der Fremdwörter wahrhaft verschwenderisch, leider mit wenig Glück, so daß er bei seiner häufig wiederkehrenden Schilderung der Tyroler Gletscher regelmäßig die herabstürzenden Lavinen mit Laffetten verwechselte und hiedurch schallendes Gelächter und Zurechtweisungen von seinen Freunden hervorrief.

Der Gast, welcher in der Wirthschaft Meister Fröhlichs das Amt eines Vorlesers versah und gewöhnlich mit Gevatter Beseler in politische Debatten gerieth, war ein kleines, spindeldürres Männchen, das sowohl durch seine Gestalt und Kleidung, wie durch manche Sonderbarkeiten in seinem Benehmen auffiel. Es war ein Acciseschreiber, dessen Gehalt ebenso mäßig war, als seine Familie zahlreich und die Geschäfte seines Amtes unerquicklich. Eine gewisse Pedanterie, wie sie der Mechanismus der Geschäftsstube häufig hervorruft, machte sich in der ganzen Erscheinung dieses Stammgastes bemerkbar. Während die übrigen Gäste im einfachsten Hausrocke sich zum Biere einfanden, ja mehrere derselben im Anzuge der Werkstätte mit Schurzfell und Pantoffeln erschienen, war der Acciseschreiber immer höchst sorgfältig gekleidet. Sein Tuchrock, dessen ursprüngliche schwarze Farbe stellenweise in Grau über-

ging, war stets so sauber gebürstet, daß man selbst in den Nähten kein Stäubchen oder Federchen zu entdecken vermochte. Ein Hemdkragen mit zierlicher Stickerei drängte sich aus der wollenen Halsbinde des kleinen Mannes hervor und ließ durch sein vergilbtes Aussehen erkennen, daß er schon viele Jahre im Gebrauche und häufig unter dem Bügeleisen der Wäscherin gewesen sey. Während die übrigen Gäste im Einhalten eines bestimmten Trinkmaaßes eben nicht ängstlich waren, wich jener Gast niemals von seinen zwei Schoppen Dünnbier ab und mit wahrhaft ängstlicher Sorgfalt legte er, so oft das verlangte Getränke ihm vorgesetzt wurde, den Betrag dafür auf den Tisch; auch pflegte er nie den ersten Schluck zu thun, bevor er ein Stückchen Brodrinde verzehrt hatte, welches er jeden Abend mitbrachte und das vorsorglich in kleine, an einander hängende Stücke geschnitten war. Eine große Freude war es für den Acciseschreiber, wenn das Gespräch auf eine Frage hinauslief, worin Zahlenverhältnisse vorkamen; dann ließ er es sich nicht nehmen, alsbald seine Gewandtheit im Kopfrechnen zu zeigen, und Meister Jodocus hatte schon mehrmals eine leise Kundgebung seines Unwillens nicht unterdrücken können, wenn der Schreiber die Unterhaltung durch den Ruf unterbrach: „Das will ich Euch gleich ausrechnen!"

Wie an jedem Abende, so griff auch heute die Gesellschaft am Steinwege, nachdem sie Kunde von den neuesten Ereignissen im politischen Gebiete erhalten hatte, zu den beliebten Karten, und ein ein-

faches Sechsundsechzig begann, woran der Rechenkünstler nicht eher Theil nahm, bis er die beruhigende Zusicherung erhalten hatte, daß der höchste Einsatz eines Spielers in zwei Pfennigen bestehen sollte. Auch Meister Fröhlich war eingeladen worden, an dem Spiele Theil zu nehmen, er entschuldigte sich aber für heute mit der Dringlichkeit seiner Arbeit, versprach jedoch einen andern Wunsch seiner Gäste zu erfüllen und mit Anfang des nächsten Monates ein neues Spiel Karten anzuschaffen, zumal das Schellen-Aß, obschon es zweimal zusammengeleimt worden sey, nicht mehr halten wolle, sondern täglich mehr dem sicheren Untergange entgegeneile.

Ohne auf die bald lautlose, bald geräuschvolle Thätigkeit der Kartenspieler zu achten, setzte der Hausvater unverdrossen seine fußbekleiderische Arbeit fort. Mit aller Kraftanstrengung zog er nach beiden Seiten die befestigenden Hanfdrähte aus, dann griff er wieder nach dem zur Seite liegenden Hammer und trieb im Takte einen Nagel in den Absatz des unter seinen Händen befindlichen Stiefels, bald nahm er das gelbe Wachs von der vor ihm stehenden niedrigen Werkbank und fuhr damit mehrmals über den Hanfdraht hin, der tiefe Furchen in die Epidermis seiner schwarzgefärbten Finger schnitt. Helle Schweißtropfen standen auf der Stirne des Fleißigen; um sich bei der sauren Arbeit etwas zu erfrischen, nahm er zuweilen eine Prise, wenn der gefällige Acciseschreiber seine treue, unentbehrliche Begleiterin, eine Dose von Birkenrinde, ihre Rund-

reise unter den Gästen machen ließ und dabei niemals den Hausherrn und wohlwollenden Wirth überging.

Von der Straße her ließ sich Pferdegetrappel und das Rasseln eines Wagens vernehmen, vor einem Hause in der Nachbarschaft schien das Gefährte anzuhalten, mehrere Stimmen wurden laut. Meister Fröhlich legte hastig seine Arbeit bei Seite, rückte das lederne Käppchen auf seinem spärlich behaarten Haupte zurecht, erhob sich von dem Schemel und öffnete einen Flügel des nach der Straße gehenden Stubenfensters.

„Vierzig aus, und keinen Deut mehr, Herr Acciseschreiber; malen Sie meinem Nachbar Fischer das Rad an, ich habe gewonnen!" rief eben mit erhobener Stimme Gevatter Beseler und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß Krüge und Gläser klirrten. Der Metzgermeister, welcher das Spiel verloren hatte, ließ vor Schrecken seine kleine irdene Thonpfeife aus dem Munde zur Erde fallen und hatte einen doppelten Verlust.

„Seyd einmal ruhig, liebe Herren, da wird eben ein interessantes Gespräch auf der Straße geführt, ich möchte es gerne ablauschen," bat Meister Fröhlich sich umwendend seine Gäste und streckte den Kopf wieder neugierig aus dem Fenster.

„Das war eine sonderbare Hochzeit, so habe ich noch keine mitgefeiert. Die Braut war ja so blaß wie eine Leiche, mir kam es vor, als wenn sie an dieser Heirath keine große Freude habe," sagte ein

Herr, der eben aus dem Wagen stieg, welcher auf der Straße hielt.

„Haben Recht, Herr Forstsekretär, mir hatte es gerade so geschienen; war doch kein freundlicher Zug auf dem Gesichte des Röschens zu lesen. Bei Tische ist es mir besonders aufgefallen, da saß das Bräutchen stumm und sprachlos da, schaute sich gar nicht um, und als die Gesundheiten ausgebracht wurden und der Centphysikus seinen Spruch sagte, nahm das Röschen mit zitternder Hand sein Glas, nippte einmal an dem Weine und verließ das Zimmer, als wenn ihr die ganze Festlichkeit zuwider sey. Ich dachte wirklich so bei mir: Du armes, unschuldiges Kind hast dem Wolfmaier deine Hand gereicht, weil es vielleicht deine Eltern wünschen. Aber der Herr Bräutigam blähte sich recht auf und suchte sich geltend zu machen. Wie er immer mit dem goldenen Pettschaft an seiner Uhrkette spielte und seinen Fingerring mit dem falschen Steine von böhmischem Glas glänzen ließ, wenn einmal ein Sonnenstrahl durch die Fenster in das Zimmer fiel, was selten genug der Fall war. Selbst der Himmel schien an dieser Hochzeit keine Freude zu haben, so trüb und regnerisch war es den ganzen Tag über. Offen gestanden, lieber Freund, und unter uns gesagt, ich habe den Wolfmaier nie leiden mögen und kann nur nicht begreifen, daß dieser Mensch so viele und gewichtige Gönner hat und daß der Wildmeister seine Tochter, diesen Engel der Unschuld und Tugend, dem Propsteijäger zur Frau geben konnte," sagte der im

Wagen befindliche Herr, welcher aus einem Kasten unter dem Sitze zwei in Papier gehüllte Flaschen hervorholte.

„Ja, da kennen Sie den Wolfmaier und den Wildmeister nicht, da kennen Sie Beide nicht, lieber Hofkammerrath; der Wolfmaier versteht zu schmeicheln wie eine Katze, und der Wildmeistar, sonst ein Ehrenmann , ist für Schmeicheleien nicht unempfänglich und läßt sich von seiner einmal gefaßten Ansicht nicht abbringen. Aber gute Nacht, Herr Hofkammerrath, wir wollen unsererseits dem jungen Paare aus vollem Herzen Glück und Segen wünschen," sagte der Forstsekretär.

„Ja wohl, aus vollem Herzen," erwiederte der andere Herr, welcher jetzt ausgestiegen war und die beiden Flaschen in der Hand die Treppe vor seinem Wohnhause langsam hinaufstieg. Der Wagen rollte die Straße entlang, Meister Fröhlich schloß das Fenster.

„Ei der Tausend! ist vielleicht der neue Propsteijäger in Holzkirchen, der Herr Wolfmaier heute getraut worden, und mit wem?" Mit dieser Frage wendete sich Fröhlich an seine Gäste.

„Ja wohl, wißt Ihr das nicht, lieber Vetter? Der Propsteijäger hat ja des Wildmeisters in Haselstein Tochter, das brave Röschen, zur Frau bekommen, ich habe die Braten für den Hochzeitsschmaus geliefert; wünschte mir jeden Tag eine solche Bestellung," sagte der Metzgermeister, welcher sich von seinem vorhinigen Schrecken wieder erholt hatte.

„Diese Ehe ist auch nicht im Himmel geschlossen worden; ich weiß etwas, aber hm! hm! die Affairen vornehmer Leute darf man nicht ausplaudern," bemerkte mit wichtiger Miene der Acciseschreiber.

„Was wißt Ihr denn wieder? Wird was Rechtes seyn; Ihr thut immer so wichtig und geheimnißvoll, als wenn Ihr im Geheimerathscollegium säßet, und am Ende steckt doch nichts hinter Eurer Geheimnißkrämerei; störet doch das Spiel nicht so oft durch unnütze Bemerkungen," sagte in tiefem Baßtone Gevatter Beseler.

Drei junge Männer gingen durch das Zimmer nach dem Herrenstübchen; Meister Fröhlich nickte ihnen freundlich zu, den zuletzt Kommenden redete er an: „Schönsten guten Abend, Herr Leopold, besuchen Sie auch wieder einmal mein Haus, das ist ja recht erfreulich, sind so lange nicht bei mir eingekehrt; nicht wahr, der Herr Sturm hat Sie mitgebracht?"

„Ja, er begegnete mir, als ich nach Hause gehen wollte. Aber ein Glas Bier, Meister Fröhlich, wenn ich bitten darf," sprach mit ernstem Gesichte der Angeredete und ging nach dem Stübchen.

Der Meister schüttelte den Kopf und flüsterte einem neben dem Ofen sitzenden Gaste, welcher an dem Spiele keinen Theil nahm, zu: „So ernst habe ich den Herrn Forstwart noch nie gesehen, er ist sonst immer so munter und aufgeräumt, es muß ihm ein widriger Vorfall begegnet seyn."

Aus dem Nebenzimmer schallte betäubender Lärm,

anhaltendes Gelächter folgte. „Hast Du Deinen Theil, Anton; kannst Du Deinen Vetter nicht in Ruhe lassen?“ schrie mit heller Stimme der Weißkopf.

„Du kannst es verantworten, wenn ich morgen wegen meiner Arbeit gestraft werde,“ rief in gereiztem Tone Adam, der eben Bayers ganze Latinität nach seinem Vetter Anton geschleudert hatte, welcher trotz aller Ermahnungen den Sohn Meister Fröhlichs unaufhörlich durch Neckereien in seiner Arbeit störte.

„Ruhig, Ihr Gelbschnäbel! und kein Geräusch gemacht,“ sagte mit gebieterischer Miene der lange Sturm, welcher jetzt mit zwei Freunden in das Herrenstübchen trat und sich hier niederließ.

Tiefe Stille folgte dieser Lebendigkeit. Meister Fröhlich brachte zweien der angelangten Gäste das verlangte Bier und wünschte recht herzlich ein „Wohl bekomm' es!“ während seine Ehehälfte dem dritten und größten Gaste die hölzerne Kanne füllte, welche uns schon bekannt ist.

Stumm und sprachlos saß die jugendliche Gesellschaft um den Tisch, von dem Adam Schreibmaterial und Bücher wegräumte, um seine unvollendeten Arbeiten für den frühen Morgen des anderen Tages aufzusparen.

„Nun, warum so schrecklich mißvergnügt,
Sag, was Dir im Sinne liegt?“

begann der lange Sturm zu singen und brachte seinem gegenübersitzenden Freunde Leopold den Trunk zu. Letzterer schwieg; nachdenkend sah er zur Erde nieder.

„In aller Welt, was hast Du heute Abend vor, lieber Leopold! so traurig hab' ich Dich in meinem Leben nicht gesehen, kannte Dich stets nur als einen fidelen Burschen; einem Jägersmann steht Traurigkeit und Grübelei nicht wohl an," sagte der Student.

„Du hast gut reden, Dich muntern Zeisig drückt kein Kummer, wie er schwer auf meinem Herzen lastet — — und doch ist es nicht meine Schuld," erwiederte der junge Forstmann und that einen tiefen Zug aus seinem Glase.

Abermals trat geräuschlose Stille in dem Herrenstübchen ein, selbst den Gästen im vorderen Zimmer fiel sie auf.

Den Kopf auf die Hand gestützt saß Adams blondlockiger Freund, der Weißkopf, am einen Ende des Tisches, unverwandten Blickes schaute er auf den Forstwart, dessen trübe Stimmung dem Lateinschüler sehr auffallen mochte. Endlich brach er sein Schweigen und fragte in bescheidenem Tone: Um Vergebung, Herr Forstwart, sind Sie uns nicht heute Abend am Ausgange der Judengasse begegnet? und waren Sie nicht mit dem Jagdjunker von Truchseß im Gespräch begriffen?"

„Ja," sagte der Angeredete in kurzem Tone und schaute nach wie vor auf den Fußboden.

„Der Baron schien verreisen zu wollen?" fragte der Musensohn.

„Er ist für immer verreist!" erwiederte mit schmerzlichem Ausdrucke der Forstmann.

„Der Junker Truchseß für immer verreist! Was soll das heißen, Leopold?“ rief hastig und mit verwunderter Geberde der lange Sturm.

„Für immer verreist!“ — — sagte Leopold langsam und fuhr mit bewegter Stimme fort: „Heinrich von Truchseß, mein bester, mein edelster Freund ist unter die Kaiserlichen gegangen, und ich werde ihn wohl nie wiedersehen.“

„Unter die Kaiserlichen!“ fielen wie im Chore die Uebrigen ein und sahen einander mit bedeutungsvollen Blicken an.

Der Forstwart stand auf, wischte sich eine Thräne aus den Augen, und verließ mit schnellen Schritten das Haus Meister Fröhlichs.

VII.

Seit jenem Abende in Meister Fröhlichs Hause waren viele Jahre verflossen und die politische Gestalt Europa's hatte sich bis zur Unkenntlichkeit verändert. Das Hochstift Fulda bestand nicht mehr, die dunkle Ahnung des Propstes vom Johannisberge war in Erfüllung gegangen. Freiherr von Zobel war, wenn auch nicht der letzte, doch der vorletzte Propst auf dem Johannisberge gewesen, wenige Jahre nach seinem Tode ging die geistliche Besitzung wie so viele ihres Gleichen in weltliche Hände über. Deutschlands Fürsten und Völker gehorchten einem

fremden Herrn, jenem Eroberer, den man neben Alexander und Cäsar gestellt hat, ohne daß er die edlen Eigenschaften des Letzteren besaß. Nur ein Bollwerk leistete den ehrgeizigen Planen Napoleons noch Widerstand. Habsburgs altes Kaiserhaus wollte sich vor dem Emporkömmling im Purpurmantel nicht beugen, die Edelsten seiner Unterthanen vergossen ihr bestes Herzblut für die angestammte Monarchie, und in Erzherzog Karl sahen die unterdrückten Völker die Hoffnung ihrer Befreiung.

Der Vorabend der Schlacht von Aspern war gekommen, die zwei mächtigsten Heere jener Tage standen sich abermals einander gegenüber, um die Würfel des Krieges über das Geschick von Millionen entscheiden zu lassen. Angenehm und erquickend wie gewöhnlich fächelten die Frühlingslüfte jenes verhängnißvollen Maiabends, aber die Nachtigallen flöteten nicht, welche sonst ihre Lieder auf den waldigen Donauinseln unterhalb Wien zahlreich ertönen ließen. Eintönig schallte das qui vive der französischen Schildwachen durch die Stille der anbrechenden Frühlingsnacht; eine rege und doch geräuschlose Thätigkeit herrschte auf der kleinen Ebene, die sich zwischen den Dörfern Aspern und Eßling am linken Donauufer hinzieht: man bereitete sich zu der Blutarbeit des folgenden Tages vor. Auf dem Kirchhofe von Aspern, über den stillen Gräbern der Verstorbenen beriethen französische Offiziere, wie man die Lebenden morgen morden wolle!

Zwischen den Vorposten der beiden Armeen war

es still, unheimlich und öde, wie es vor dem Beginne einer Schlacht zu seyn pflegt. Vor der Fronte des französischen Heeres zeigte der Horizont einen blassen, ungefähr eine Meile langen Streifen, den Wiederschein zahlreicher Wachtfeuer, die jedoch wegen der Vertiefung des Bodens nicht selbst gesehen werden konnten: es waren die Wachtfeuer der Oesterreicher. Stumm und unbeweglich hielten ihre Reiterwachen den französischen Vorposten gegenüber, der lange weiße Mantel gab diesen Gestalten ein geisterhaftes Aussehen. Flüchtig wie die Söhne der Wüste jagten ungarische Husaren hin und her, bald sich dem Feinde nähernd und ihn neckend, bald hastig ihn fliehend, um bei den Feldwachen zu melden, was das Adlerauge jener kecken Reiter erspäht hatte. Bei den Wachtfeuern herrschte ein eigenthümliches Treiben, man sah ihm den Ernst jener Stunden an. Kein fröhliches Lied schallte aus den Reihen der Krieger, welche sich um die brennenden Holzstöße gelagert hatten; ernste Gespräche wurden geführt und reichliches Lob dem hohen Führer gespendet, der seine tapferen Schaaren wiederum gegen einen übermüthigen Feind führen wollte, dessen Söldner das schöne Oesterreich verheerten und seinen Boden mit Blut- und Gewaltthaten besudelten.

Eine Gruppe von Kaiserjägern gab zu erhebenden Betrachtungen Anlaß. Ruhig und schweigsam saßen die Söhne der Alpen um das Feuer, welches vor ihren Füßen aufloderte, neben den sichern Schützen lag die treue Büchse, ihre Kugeln waren den feind-

lichen Plänklern so wohl bekannt und so verderblich. Die Finger eines jeden dieser Schützen streiften die Körner seines Rosenkranzes, die Lippen lispelten das Gebet von den fünf Wundmalen des Heilandes, während das Auge, wenn es einmal aufblitzte, die Entschlossenheit verrieth, womit diese frommen Tyroler morgen siegen oder sterben wollten. Hinter dieser Gruppe bildeten Baumäste, neben einander in den Boden gesteckt, ein dürftiges Schirmdach gegen die Kühle der Mainacht. In dem leicht gebauten Reisigzelte saßen auf einem Strohlager zwei Offiziere, ein Hauptmann vom Fußregimente Zettwitz und ein Rittmeister der Dragoner. Der Reiteroffizier ließ aus seinem schmucken Meerschaumkopfe die Ringelwolken edlen ungarischen Knasters langsam emporsteigen, der Hauptmann spielte mit den Troddeln seines Porte-epée und schien in tiefes Nachdenken versunken zu seyn.

„Das wird morgen ein heißer Tag werden, Heinrich!" unterbrach endlich der Hauptmann sein Schweigen.

„Kann wohl seyn und die Cavallerie wird am meisten zu thun bekommen; es sind auf beiden Seiten große Massen aufgestellt, vielleicht gibt es eine Reiterschlacht," erwiederte der Rittmeister und verlor den Gleichmuth nicht, welcher seinem ganzen Wesen aufgeprägt war.

„Ich glaube, das Geschütz gibt den Ausschlag: zweihundert Feuerschlünde stehen auf unserer Seite und der Feind mag auch eine gute Anzahl mit sich führen. Aber um dieses Aspern wird es eine Rauferei

geben, mir schwebt es im Geiste vor. Jedes Haus im Dorfe, die vielen Gärten mit ihren Terrassen sind ebenso viele Festungen; wie mag sich der Feind darin festgesetzt haben und wie theuer wird er seinen Sitz verkaufen. Da fällt mancher brave Soldat!"

„So stirbt er den Soldatentod, dieß Loos erwartet jetzt einen Jeden von uns," bemerkte ruhig der Rittmeister.

„Mich sicher," sagte der Hauptmann.

„Wie kannst Du das sagen, lieber Maierhof! als Hellseher kenne ich Dich nicht."

„Ein Traum verkündete es mir; das nächtliche Gesicht wird in Erfüllung gehen."

„Mancher ist für solche Eingebungen der Phantasie allzuleicht empfänglich; ich trage mich nicht gerne damit und lege kein großes Gewicht darauf, mußt Dir solche Gedanken aus dem Kopfe schlagen, vielleicht stehst Du in wenig Tagen an meinem Sarge. Die Seele Gott befohlen und in's Getümmel gestürzt, so denke ich, und merkwürdig, daß ich bis jetzt immer so heil und wohlerhalten davongekommen bin. Weißt Du, wie ich bei Ebersberg im Gedränge war, zwei Pferde unterm Leib erschossen, alle Offiziere meiner Escadron verloren und der Rittmeister blieb am Leben. Mein Wachtmeister sagte schon mehrmals: Herr Rittmeister, Sie müssen kugelfest seyn, sonst lebten Sie längst nicht mehr."

„Ist auch wahr, ich habe mich schon oft gewundert, daß Du noch am Leben bist; wäre aber auch Schade um Dich, an Dir verlöre der Kaiser

einen seiner besten Soldaten, und gerade in dieser Zeit darf er deren nicht viel verlieren. Aber Du wirst sehen, lieber Heinrich, daß ich die Schlacht nicht überlebe, das Feld von Aspern wird mein Todesbett seyn," erwiederte der Hauptmann und sah seinen Freund mit ernstem, durchdringendem Blicke an.

„Laß das Gerede, mein Freund, und hänge nicht Todesgedanken nach, sey munter und guter Dinge; warte, ich habe in meiner Feldflasche noch einen guten Trunk, es ist ächter Tokayer, wir theilen ihn brüderlich. Erzherzog Karl soll leben und die brave kaiserliche Armee!" rief der Rittmeister und setzte die Feldflasche an den Mund, dann reichte er sie dem Kameraden.

„In diesen Wunsch stimme ich gerne ein und bringe dazu Deine Gesundheit aus, es ist die letzte, welche ich ausbringe, und dieser Trunk mein Abschiedstrunk," sagte der Hauptmann, indem er die Flasche aus den Händen seines Freundes nahm und den Rest ihres Inhaltes leerte.

„Lieber Maierhof, ich bitte Dich, laß jetzt die trüben Gedanken weg, es sind Phantasiegebilde und nichts weiter," erwiederte der Rittmeister.

„Mehr als Phantasiegebilde, Heinrich! Du wirst sehen, daß die Ahnung meines nahen Endes in Erfüllung geht. Meine Sophie ruft mich, ihrem Rufe werde ich Folge leisten müssen," bemerkte Hauptmann von Maierhof und stützte den Kopf auf seine Hand.

„Deine Sophie ruft Dich! was soll das, mein Bester? Laß die Todten ruhen und beschwöre den

Geist Deiner trefflichen Gattin in dieser verhängnißvollen Stunde nicht aus seiner stillen Gruft."

„Ach das brauche ich nicht, ich habe ja die mir Unvergeßliche in ihrer ganzen Verklärtheit gesehen, dreimal ist sie mir erschienen in den drei vorhergehenden Nächten. Sie war so schön — so schön — wie damals, als ich das achtzehnjährige Mädchen auf dem Gute ihres Vaters zum ersten Male sah. Ja recht deutlich schwebte die hohe, edle Gestalt mit den sanften freundlichen Blicken vor mir, sie winkte mit der Hand, als wollte sie sagen: Lothar, folge mir! Ich erfaßte ihre Hand, sie war weiß wie Alabaster und eisig kalt wie die Hand des Todes. O lieber Heinrich, diese dreimal wiederkehrende Erscheinung war mehr als ein bloßes Traumgebilde."

Der Rittmeister hatte aufmerksam dieser Erzählung gelauscht; „sonderbar!" sagte er halblaut und schüttelte den Kopf.

„Nun für Oesterreich und den Kaiser sterbe ich gerne, den letzten Tropfen meines Blutes gebe ich mit Freuden dafür hin!" sprach in begeistertem Tone der Hauptmann."

„Das hast Du mir aus der Seele geredet," erwiederte der Rittmeister und reichte dem Freunde die Hand.

Es trat eine kleine Unterbrechung in dem Gespräche der beiden Offiziere ein. Nach einer Weile sagte Baron Maierhof: „Aber eine Angelegenheit ruht schwer auf meinem Herzen, Heinrich; ich möchte Dir gerne die Besorgung derselben übertragen."

„Mit Freuden werde ich Deinen Auftrag erfüllen, falls nicht eine feindliche Kugel die Erfüllung meines Versprechens unausführbar macht," entgegnete der Dragoneroffizier.

„Du weißt, ich habe ein einziges Kind, das theuerste Andenken, was Sophie mir hinterließ, mein Clemens, ein hoffnungsvoller Jüngling von sechzehn Jahren, mit dem guten Herzen seiner Mutter, die ihm zu früh entrissen wurde; er ist jetzt bei weitläufigen Verwandten in Gratz; wäre Friede geblieben, so hätte ich ihn als Cadet in einem Regimente untergebracht, denn er will dem Beispiel seines Vaters folgen und Soldat werden. Der Krieg verhinderte die Ausführung meines Vorhabens, ob ich es überhaupt noch ausführen werde, steht in der Hand des Allerhöchsten. Würdest Du, lieber Freund, wenn der morgige Tag in meinem Leben und in unserer langjährigen Freundschaft der letzte seyn sollte, die Stelle eines Vaters bei meinem Sohne übernehmen?" fragte der Hauptmann, mit forschendem Blicke in den Gesichtszügen des Rittmeisters lesend.

„Der Sohn meines besten Freundes wird mein Sohn seyn! nur wünsche und hoffe ich, daß ich diese Vaterstelle nicht anzutreten brauche; ist es aber nöthig, so werde ich dafür sorgen, daß Clemens ein so braver Soldat wird wie sein Vater; es gelingt mir vielleicht, ihn in unserem Regimente unterzubringen und so könnte ich seine militärische Bildung wie seine moralische Erziehung selbst leiten. Habe ich ja doch keine Familie; es sollte mir nicht

vergönnt seyn, ein Familienglück zu gründen, wie ich es wünschte."

„Du denkst wieder an Deine Jugendliebe; wäre dieselbe glücklich gewesen, so fehlte dem Kaiser jetzt ein tüchtiger Reiteroffizier, und die dritte Schwadron Eures Regimentes verehrte in ihrem Rittmeister vielleicht nicht ihren Vater."

„Hast wohl recht, lieber Maierhof, aber die Erinnerung an des Wildmeisters Tochter taucht zuweilen schmerzlich in mir auf, seitdem mir — es war im vorigen Jahre und in Linz — Lieutenant Binder von Fallbusch, mein Landsmann, mittheilte, daß es Röschen nicht gut ergehe und sie in ungünstigen Verhältnissen lebe, wie ihr auch das Betragen ihres Mannes in früheren Jahren wenigstens vielen Kummer verursacht habe. Es war vorauszusehen und doch wollte es der Wildmeister nicht einsehen," sagte der Rittmeister und strich den vollen Schnurrbart, dessen spitze Enden unter dem Kinn ausliefen.

Einzelne Schüsse fielen in der Vorpostenlinie, die beiderseitigen Tirailleure begrüßten sich, das nächtliche Geplänkel schien lebhaft werden zu wollen, die Allarmhörner schallten, der Tambour schlug Generalmarsch. Schnell sprangen die beiden Offiziere von ihrem Strohlager auf und eilten auf ihre Posten.

Der erste Tag der Schlacht von Aspern*) war vorüber und die Ahnung des Hauptmannes von

*) 21. Mai 1809.

Maierhof nicht in Erfüllung gegangen. Die Sonne des 22. Mai schien auf die Gefilde der Donau nieder, an deren Ufer die Heere zweier Kaiser in verzweifeltem Kampfe rangen. Unter dem Donner zahlloser Feuerschlünde bebte die Erde, Pulverdampf verfinsterte die Luft, um den Besitz des Dorfes Aspern wurde heftig gestritten, bald hatten es die Oesterreicher genommen, bald eroberten es die Franzosen wieder.

Auf einer sanft aufsteigenden, stellenweise mit Buschwerk bewachsenen Anhöhe, von der aus man das Schlachtfeld übersehen konnte, hielt ein Zug österreichischer Dragoner. Man sah es den Leuten an, daß sie noch nicht lange aus dem blutigen Getümmel zurückgekehrt waren. Mehrere der Reiter trugen die frischen Spuren des Kampfes. Der Eine hatte ein Tuch um seinen Kopf geschlungen, ein Anderer trug den Arm in einer Binde, ein Dritter hatte seinen Helm verloren und seine weiße Uniform war mit Blut und Schmutz bedeckt. Eine kurze Strecke von der Mannschaft hielt der Rittmeister, er war im eifrigen Gespräch mit mehreren höheren Offizieren begriffen, die mit ihren Fernröhren den Fortgang der Schlacht verfolgten und zuweilen den Ordonnanzen in ihrer Umgebung Befehle ertheilten, die schnell an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden mußten.

„Aber Ihnen, Herr Rittmeister, kann man im Voraus zum Major gratuliren und ein Leopoldikreuz zum wenigsten haben Sie heute morgen heraus=

gehauen. Das haben Sie brav gemacht, ich habe Respekt vor Ihren Leuten; nicht wahr, es sind Deutsch-Böhmen?" sagte einer jener Stabsoffiziere.

„Zu dienen, Herr General! Hätte selbst kaum geglaubt, daß sich meine junge Mannschaft so gut halten würde," erwiederte der Rittmeister und machte die Honneurs.

„Da kommt eben noch ein Trupp von Ihrer Escadron herangeritten, der Unteroffizier an der Spitze scheint eine Meldung zu bringen," fuhr der General fort.

„Was gibt es Neues, Wachtmeister?" rief der Dragoneroffizier.

„Herr Rittmeister! habe die Ehre zu melden, daß unsere Dragoner, die noch im Gefecht sind, so eben einen französischen Offizier gefangen haben, der sich mit ausgezeichnetem Muthe geschlagen hat. Drei Hiebwunden in den Kopf und Arm warfen den Mann erst vom Pferde, ich habe ihn vor der Wuth unserer Leute, die über seinen verzweifelten Widerstand außer sich waren, gerettet und den schwer Verwundeten unseren Jägern als Gefangenen übergeben; er ist ein Deutscher von Geburt und heißt Anton Remmert."

„Das habt Ihr brav gemacht, Wachtmeister! Kommt, hier ist ein Brabänter für Eure edle Handlungsweise; wehrlose Kriegsgefangene müssen dem Soldaten immer heilig seyn," rief der General dem Unteroffizier zu.

„Anton Remmert!" sagte kopfschüttelnd der Ritt-

meister und nach seinen Leuten sich wendend fragte er: „Wie sieht der gefangene Offizier aus?“

„Ein großer Mann mit blauen Augen, trägt Chasseuruniform und einen Orden, er mag höchstens vierunddreißig Jahre alt seyn,“ erwiederte der Wachtmeister.

„Anton Remmert, vierunddreißig Jahre alt, französischer Chasseuroffizier,“ murmelte der Rittmeister vor sich hin und fuhr mit der Hand über die Stirne. Sein Nachdenken wurde unterbrochen durch die Rede des neben ihm haltenden Generals, der, auf die Reihen der Kämpfenden in der Ebene hinweisend, mit freudig strahlendem Blicke zu seiner Umgebung sagte: „Meine Herren, sehen Sie diese Braven, wie sie arbeiten. Herr Adjutant, können Sie mit dem Fernrohr unterscheiden, was das für ein Bataillon ist, dessen Sturmcolonnen eben in das Dorf dringen. Die Leute leiden fürchterlich durch das feindliche Geschützfeuer, dennoch dringen sie vorwärts.“

„Ein Bataillon vom Regimente Zettwitz, so viel ich unterscheiden kann, Herr General,“ erwiederte ein Offizier, dessen bewaffnetes Auge unablässig den Kampf beobachtete.

„Ein Bataillon von Zettwitz Infanterie — da kann Maierhofs Ahnung heute in Erfüllung gehen,“ sagte halblaut und mit bedenklicher Miene der Rittmeister.

Die Schlacht neigte sich ihrem Ende zu, das Feuern wurde matter, die Franzosen begannen sich über die Brücke, welche die große Donauinsel Lobau

mit dem linken Ufer des Stromes verband, zurückzuziehen. Der Frühlingsabend breitete sich über das Schlachtfeld aus, welches mit zahllosen Opfern dieses heißen Tages bedeckt war.

Langsamen Schrittes kam ein Husarenoffizier die Anhöhe heraufgeritten, Pferd und Reiter schienen sehr ermüdet zu seyn. Der Offizier näherte sich dem Rittmeister, welcher mit seinen Leuten noch auf der Höhe hielt, während die Stabsoffiziere sich entfernt hatten.

„Eine traurige Botschaft, den letzten Gruß und Händedruck von einem Freunde soll ich Ihnen bringen, Herr Rittmeister!" sagte der Husar und reichte dem Dragoner die Hand.

„Nicht wahr, Hauptmann von Maierhof ist todt?" fragte der Angeredete; eine Thräne schlich sich verstohlen über seine Wangen.

„Der wackere Hauptmann ist in meinen Armen gestorben. Drei Kugeln streckten ihn nieder, als er mit seinen Soldaten durch einen Garten sich einen Weg in das Dorf bahnte. Wir brachten ihn unter einen Baum vor dem Dorfe, der hochwürdigste Feldpater vom Regiment Colloredo spendete dem Sterbenden die heilige Oelung. Seine letzten Worte, bei denen er krampfhaft meine Hand faßte, und die er mit gebrochener Stimme sprach, waren: „Grüßen Sie mir noch einmal Rittmeister von Truchseß; er soll meines Kindes gedenken." So lautete die Trauerbotschaft des Husarenoffiziers.

Der Rittmeister schwieg eine Weile, man konnte

auf seinem Gesichte den ganzen Schmerz über diesen Verlust lesen; endlich sagte er: „Ich werde dem Kinde meines Freundes ein Vater seyn.“ Schweigend nahm er die goldene Uhr und den Ring des Gefallenen aus den Händen des Husarenoffiziers entgegen; es war der Trauring Sophiens, die ihrem Gatten dreimal vor seinem Tode erschienen war.

Dem Tage von Aspern, so glücklich für die österreichischen Waffen, folgte bald das Unglück von Wagram (6. Juli 1809). Napoleons Stern, welcher auf der Insel Lobau erbleichen zu wollen schien, strahlte in neuem Glanze. Bis auf die Ebenen Ungarns hinab erstreckte sich der Siegesflug seiner Adler. Der Waffenstillstand zu Znaim machte den beiderseitigen Feindseligkeiten ein vorläufiges Ende; man unterhandelte um den Frieden, Oesterreich sollte ihn so theuer erkaufen.

In dem schnell eingerichteten Militärspitale einer kleinen Stadt Ungarns lag eine Anzahl gefangener Franzosen an ihren Wunden krank darnieder. Obwohl den Reihen des Feindes angehörend erfreuten sich diese Unglücklichen der liebevollsten Pflege und sorgsamsten Behandlung von österreichischen Händen.

Die letzten Strahlen der Abendsonne eines schönen Sommertages glänzten in den viereckigen Scheiben eines schmalen Fensters, das eine Krankenzelle jenes Spitals erhellte. Hinter dem Fenster stand auf seinen Stock gestützt ein Mann von an-

sehnlicher Körpergröße und kräftigem Gliederbau, dessen Gesicht in der Luft des Krankenzimmers und unter den Schmerzen seiner Wunde eine tiefe Blässe angenommen hatte. Kopf und rechter Oberarm waren in Binden gehüllt und die Gemüthsstimmung des Mannes schien nach seinem Gesichtsausdrucke zu schließen keine gesunde und heitere, sondern eine trübselige zu seyn. Der verwundete Gefangene blieb einige Minuten vor dem Fenster stehen und starrte unbeweglichen Blickes in den Hofraum des Krankenhauses hinab, dann schritt er in dem beschränkten Raume seines Zimmers auf und nieder. Die tiefe Stille seiner Zelle wurde durch nichts unterbrochen, als durch das langsame Schlürfen seiner Pantoffeln über den Fußboden und das Aufstoßen des Stockes, dessen sich der Verwundete als Stütze bediente. Eine Weile wandelte der Gefangene so auf und nieder, dann setzte er sich auf sein Bett und begann leise eine kriegerische Weise zu pfeifen; das eintönige Summen einer Mücke am Fenster begleitete dieselbe. Die Thüre des Zimmers öffnete sich, ein Militärarzt trat herein, von einem Offizier in österreichischer Dragoneruniform begleitet.

„Guten Abend, Herr Doktor! Sie wollen gewiß Ihre Abendvisite machen,“ sagte der Verwundete und richtete seine Blicke auf die beiden Eintretenden.

„Ja wohl, Herr Kapitän und fragen, ob Ihre Wünsche in Betreff der Pflege noch etwas übrig lassen,“ erwiederte der Arzt.

„Nicht das Geringste, man schenkt mir ja die

freundlichste Aufmerksamkeit. Ich sehe, es gibt viele gute Herzen in diesem Oesterreich, die einem Leidenden gegenüber nicht fragen, ob Freund oder Feind."

„Sie sind bei Aspern verwundet worden, mein Herr! Ich habe viel von der Bravour gehört, womit Sie sich vertheidigten. Ist Ihr werther Name nicht Anton Remmert?" fragte mit freundlicher Miene der neben dem Arzte stehende Offizier.

„Ja wohl, Anton Remmert heiße ich, kaiserliche Dragoner nahmen mich gefangen, tapfere Kerle, das muß ich gestehen; wie die Löwen sind sie auf uns eingedrungen, und ich wäre den Streichen ihrer Pallasche sicher erlegen, hätte nicht ein Unteroffizier mir das Leben gerettet; möchte gerne den Namen dieses edlen Mannes wissen."

„Peter Wadzack, er ist Wachtmeister in der Escadron, die ich führe," sagte der Dragoneroffizier.

„Da waren es also wahrscheinlich Ihre Leute, denen ich in die Hände fiel; nun ich habe Respekt vor diesen Dragonern, sie machen ihrem Chef alle Ehre."

„Ja, meine Leute waren es, die das unglückliche Geschick des Krieges gegen meinen Landsmann führte."

„Wie, Ihren Landsmann?" fragte der Kapitän, schob die Binde, welche sein rechtes Auge überdeckte, etwas in die Höhe und maß den Rittmeister vom Kopf bis zu Füßen.

„Ja, gegen meinen Landsmann, den Sie nicht wieder zu erkennen scheinen; ich muß mich sehr

verändert haben; ich erkannte Sie, Herr Kapitän, auf der Stelle wieder."

„Ich muß um Aufschluß bitten, Herr Rittmeister; in der That, ich erkenne Sie nicht; es mag schon lange her seyn, daß wir in der Heimath zusammen waren."

„Ihre Geburtsstadt ist Fulda, Ihr Vater trieb einen Handel mit Mehl und Kochfrüchten," sagte der Rittmeister.

„Das ist ganz richtig," bestätigte der Kapitän.

„War Ihr Vater nicht vor seiner Verheirathung Bediente bei dem gelehrten Kapitularen von Piesport, der mit Sr. Gnaden dem Herrn Propsten auf dem Johannisberge sehr befreundet war, und pflegte nicht eben Ihr Vater die Aufträge jenes Prälaten an Herrn von Zobel zu besorgen?"

„Ganz recht, es trifft auf ein Haar zu, Herr Rittmeister; aber die Landsmannschaft kann ich noch immer nicht entdecken."

„Noch immer nicht? — und Sie haben mich, als Sie in der vierten Klasse des Gymnasiums waren, zweimal auf den Johannisberg begleitet, wohin Sie im Auftrage Ihres Vaters oder vielmehr des Herrn von Piesport gingen. Sie zeichneten so hübsch, und Adam, der Sohn Meister Fröhlichs auf dem Steinwege, war Ihr Freund."

„Und Ihr bester Freund war Leopold G., Forstwart in Dammersbach. Herr von Truchseß, das ist ein sonderbares Zusammentreffen!" rief jetzt so laut als er ver-

mochte der Verwundete, erhob sich von seinem Sitze und reichte dem Rittmeister die Hand.

„Aber wie in aller Welt kommen Sie, lieber Remmert, in die Reihen unserer Gegner; meine Landsleute pflegten doch sonst nur dem deutschen Kaiser zu dienen?"

„Ein unbesonnener Jugendstreich führte mich zu diesen Fahnen, denen folgend ich seit achtzehn Jahren in der Welt umherirre, und häufig keine andere Heimath kannte als Bivouak und Schlachtfeld, und keine andere Wohnung als Feldzelt, Kasematten und Krankenstuben."

„So ein bewegtes Leben haben Sie geführt! Wenn ich nicht fürchtete, daß das viele Reden Sie anstrenge, ich würde Sie, Herr Kapitän, bitten, mir, wenn auch in kurzen Umrissen, Ihre Lebensschicksale mitzutheilen."

„Das Reden greift mich nicht an, im Gegentheil, es ist eine Erholung für mich, zumal meine Gemüthsstimmung etwas trübe ist; bisher konnte ich mich täglich nur einige Minuten mit meinem lieben Doktor hier unterhalten. Aber ich kann die beiden Herren zugleich zum Setzen nicht einladen, Sie werden mit dem einen Stuhle in meiner Zelle sich begnügen und im Sitzen abwechseln müssen."

„Ich räume den Sitz unserm guten Doktor ein, er ist Tags über genug auf den Beinen," erwiederte mit freundlichem Lächeln der Rittmeister.

„Also meine Lebensfahrten wollen Sie wissen, da muß ich mit meiner Hedschra beginnen," sagte

Kapitän Remmert und fuhr fort: „Wie schon erwähnt, ein Jugendstreich trieb mich aus der Heimath. Sie werden sich noch erinnern, Herr von Truchseß, daß die lateinischen Schüler und die Akademiker unserer Vaterstadt gerne die Kinder Israels neckten; auch ich gehörte zu diesen losen Schelmen und war in der Judengasse so ungern gesehen, wie Simson im Lande der Philister. Eines Abends . . . eines Abends . . . .

„Nun die Sache scheint nicht mehr recht in Ihrem Gedächtnisse zu leben, wir lassen Ihnen Zeit zum Nachdenken," sagte der Rittmeister zu dem Erzählenden, der in seinem Vortrage stockte und mit der Hand seine Stirne rieb.

„Erlauben Sie, Herr Kamerad, es taucht eben eine neue merkwürdige Erinnerung in mir auf, unsere Lebensschicksale sind sonderbar mit einander verflochten, ja ich entsinne mich deutlich, an jenem Abende, der mich aus meiner Heimath treiben, der über meinen Lebensberuf entscheiden sollte, verließen auch Sie Ihre Vaterstadt, sah ich Sie zum letzten Male. Jener Abend führte uns Beide derselben und doch verschiedenen Lebensbahn zu, auf der wir uns auf traurige Weise begegnen sollten; er machte uns — zu den beiden feindlichen Landsleuten. In der That, man könnte ein Schauspiel darüber schreiben, unserer alten Bekanntschaft und Landsmannschaft soll es jedoch keinen Abbruch thun und ich komme auf meine Erzählung zurück. Es war an einem Septemberabende des Jahres 1792,

da neckten wir, ein Schulfreund und ich, einen Judenbuben, derselbe drohte die Sache anzuzeigen, wir achteten dessen nicht und setzten sorglos unseren lustigen Weg zum elterlichen Hause meines Vetters Adam Fröhlich fort. Wo die Judengasse mit der Hauptstraße unserer Vaterstadt zusammenläuft, sah ich Sie, Herr Rittmeister, zum letzten Male. Sie nahmen gerade Abschied von Leopold G., der später in Meister Fröhlichs Hause erschien und auf unser Befragen mittheilte, daß sein Freund unter die Kaiserlichen gegangen sey, wir konnten uns Ihren Entschluß nicht erklären."

„Das ist in der That ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen. Ich erinnere mich übrigens nicht, Sie gesehen zu haben, als ich damals von Leopold G. Abschied nahm, es war: wie Sie richtig bemerkten, am Eingange der Judengasse. Aber bitte, fahren Sie in Ihrer interessanten Erzählung fort."

„Der Judenknabe machte aus seiner Drohung Ernst, die an sich unbedeutende Neckerei wurde dem Schuldirektor hinterbracht, ich und mein Freund erhielten vor der ganzen Klasse einen derben Verweis und die Zusicherung einer schweren Strafe für den Wiederholungsfall. Das weckte Erbitterung in uns, wir lauerten einige Zeit nachher an einem stürmischen Herbstabende dem Juden auf und prügelten ihn tüchtig durch. Sein Hilferuf rief zwei Bettelvögte herbei, wir wurden ergriffen und in unserer Vermummung auf das Frankfurter Thor geschleppt,

wo wir die Nacht über in Gesellschaft einiger Landstreicher freies Quartier hatten, am nächsten Morgen führte man uns auf das hochlöbliche Vicedomamt. Hier vernahm man uns; nach stattgehabtem Verhör wurden wir unter Begleitung zweier fürstlichen Grenadiere am hellen Mittage durch die Straßen der Stadt geführt und in dem Carcer des Gymnasiums, jeder in einer besonderen Zelle, in Gewahrsam gebracht, bis Direktor und Lehrer, denen die Sache zu scharfer Ahndung übergeben wurde, ihr hochnothpeinliches Halsgericht über uns gehalten hätten. Der Vorfall erregte in unserer Vaterstadt das größte Aufsehen und verursachte meinen Eltern unsäglichen Kummer; ich mochte vor Scham fast vergehen und hatte dabei die Aussicht, daß mir keine gelindere Strafe zukommen werde, als eine Ausweisung aus der Schule. Damals war Frankreichs junge Republik im Kampfe mit fast allen Völkern Europa's, die Nachrichten über die Siege ihrer Heere waren auch zu meinem Ohre gedrungen; eines Tages hatte Peter, ein Gärtnerbursche des Herrn Propsten auf dem Johannisberge, der eben aus Frankreich zurückgekehrt war, im Hause meiner Eltern erzählt, wie in jenem Lande Leute von geringer Abkunft sich bis zu den höchsten Stellen im Militärdienste emporschwängen. Diese Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, ich faßte den Entschluß, zu entfliehen und in französische Dienste zu treten. Mit Lebensgefahr führte ich diesen Entschluß aus, ich sprang aus meinem Gefängnisse in den Stadtgraben hinab, ein

verzweifeltes Wagstück! Bei einem Freunde verschaffte ich mir zwei Sechser als Reisegeld und verließ in derselben Nacht noch meine Vaterstadt, ohne Ruhe und Rast auf der Frankfurter Straße fortwandernd. Aber ich will die Herren mit den Einzelheiten meiner Flucht nicht ermüden," bemerkte der Kriegsgefangene.

„Bitte recht sehr, erzählen Sie uns alle Ihre jugendlichen Abenteuer," entgegnete der Rittmeister.

„Mein kleiner Geldvorrath war bald aufgezehrt, ich wollte zu dem französischen Heere in Lothringen, und hatte Frankfurt noch nicht erreicht, da war kein Kreuzer mehr in meiner Tasche. Der Hunger, welcher sich bei mir fühlbar machte, ohne daß ich ihn stillen konnte — denn zu betteln schämte ich mich —, die ungewisse Zukunft, der ich entgegenging, die tiefe Betrübniß, womit meine Eltern durch meine heimliche Entfernung erfüllt werden mußten, all dies zusammen versetzte mich in die trübste Stimmung. Gefühle der Reue über meinen Schritt wurden rege, aber ich hielt sie nieder, denn ich konnte den Entschluß nicht fassen, an einen Ort zurückzukehren, wo man mich am hellen Tage als einen Gefangenen unter militärischer Begleitung über die Straße geführt hatte, wo nach meiner Rückkehr alle Welt auf den „Landläufer Anton" mit Fingern gedeutet hätte, wo mich nichts als Vorwürfe erwarteten. „Als Offizier oder niemals siehst du deine Vaterstadt wieder," dachte ich und schleppte mich matt und kraftlos auf der Straße weiter, die von Hanau nach dem nahen Frankfurt zieht. Hunger

und Ermattung überwältigten mich, unter einem Baume an der Straße legte ich mich hin, um im Schlafe einige Erquickung zu suchen; aber selbst der freundliche Begleiter des Menschen floh mich, ich empfand die ganze Bitterkeit meines Flüchtlingslebens. Da kam ein Fuhrmann mit seinem stattlichen Viergespann die Straße gezogen; ich erkannte den guten Andreas, welcher in einer Gasse mit meinen Eltern wohnte. Ich raffte mich auf, näherte mich dem Landsmann und redete ihn an. Andreas war erstaunt mich in der Fremde auf offener Landstraße zu finden, in meinen entstellten, blassen Gesichtszügen mochte er meine traurige Lage lesen. Auf sein Befragen erzählte ich ihm offen die Geschichte meiner Flucht und theilte ihm meinen Entschluß mit, den er lebhaft mißbilligte, während er meinen Hunger auf das Bereitwilligste stillte. In Frankfurt folgte ich dem guten Manne in das Gasthaus zu den „drei Reichskronen", wo mich Andreas zwei Tage lang kostenfrei hielt und all seine Beredsamkeit aufbot, um mich zu bewegen, mit ihm in meine Vaterstadt heimzukehren; es war umsonst. In der freien Reichsstadt lernte ich einen jungen Mann kennen, der höchst wahrscheinlich ein französischer Emissär war; ich eröffnete ihm mein Vorhaben, es fand natürlich die freundlichste Aufnahme. Der junge Herr verschaffte mir Reisegeld und einen falschen Paß. Am Abende des zweiten Tages verließ ich Frankfurt; ich durfte mich von Andreas nicht einmal verabschieden, denn ich hatte Kunde erhalten, daß mein

Landsmann, weil er mit wahrhaft väterlichen Worten den verlornen Sohn nicht zur Rückkehr bewegen konnte, das Stadtpolizeiamt ersucht hatte, mich festnehmen und in meine Heimath zurückliefern zu lassen. Dieser Verhaftung aus Freundschaft kam ich zuvor, durch die Wälder des Odenwaldes gelangte ich an den Rhein und mittelst meines falschen Passes schlich ich mich durch die deutsche Reichsarmee in das französische Lager. Mit Freude wurde der deutsche Freiwillige angenommen und in Uniform gesteckt; ich sollte indessen nicht gleich am Kampfe Theil nehmen, man schickte mich mit einem Trupp elsässischer Rekruten in das Innere Frankreichs, wo ich einem Reiterregimente einverleibt wurde. Die Erstürmung von Toulon am 19. Dezember 1793 sollte die Gelegenheit zur Probe meiner militärischen Tüchtigkeit geben; ich bestand die Probe gut und wurde zum Sergeanten ernannt, mit einer Schußwunde in der Hüfte hatte ich diese Auszeichnung erkauft. Nach meiner Wiederherstellung ging ich zur Armee, welche gegen die Spanier kämpfte; Mühseligkeiten und Todesgefahr waren meine Begleiter, das Patent eines Unterlieutenants mein Lohn. Der Friede zwischen Frankreich und Spanien (22. Juli 1795) machte den Kämpfen der Republik mit einem edlen, heldenmüthigen Volke ein Ende; bald sollte ich den Fahnen meines jetzigen Kaisers, damaligen Obergenerals, nach Italien folgen. Bei Cova und Mandovi schlugen wir die Piemontesen; in letzterem Treffen wurde mir ein Pferd unter dem Leibe erschossen, ich stürzte

und eine erhebliche Verrenkung des Fußes hielt mich mehrere Monate im Lazareth zurück. Bonaparte ging nach Egypten, ich war unter den Vielen, die ihn begleiteten. Ich sah die Pyramiden, und in der furchtbaren Schlacht, welche bei diesen steinernen Zeugen tausendjähriger Vergangenheit geliefert wurde, traf mich die Kugel eines Mameluckent und verwundete mich schwer. Einen Tag und eine Nacht lag ich unter den Todten und Sterbenden des Schlachtfeldes, den Strahlen einer glühenden Sonne ausgesetzt, von brennendem Durste verzehrt, durch einen bedeutenden Blutverlust erschöpft. Niemand erbarmte sich meiner, das Gewimmer meiner verscheidenden Brüder und das Geheul des Schakals waren die Antwort auf meine Seufzer und meinen herzzerreißenden Hilferuf. Auf Händen und Füßen kriechend arbeitete ich mich mit unsäglicher Mühe aus meiner traurigen Umgebung weg; Maulthiertreiber, welche, von einer Abtheilung unserer Reiter beschützt, Datteln und halbfaules Wasser zur Erquickung der erschöpften Soldaten herbeiführten, fanden mich, ich wurde in unser Lager gebracht, die Aerzte hatten keine Hoffnung für mich. Egypten sollte mein Grab nicht werden; halb genesen wurde ich auf einem Transportschiffe nach Marseille gesendet, mit Mühe entging ich der Gefangennahme durch englische Kreuzer. Das Paradies von Hyères gab mir die Gesundheit wieder, aber bei übler Witterung erinnern mich heftige Schmerzen an die Schlacht bei den Pyramiden. Man gönnte mir für einige Zeit die Ruhe

eines Garnisonslebens im südlichen Frankreich; ich benützte sie, um an meine Eltern zu schreiben und um Verzeihung für meine Handlungsweise zu bitten, meinem Schreiben fügte ich einen Wechsel von hundert Franken bei, es waren die ersten Ersparnisse von meinem Gehalte. Jahre vergingen, ich empfing keine Antwort aus der Heimath, häufige Garnisonsveränderung und das Lager von Boulogne waren die einzigen Unterbrechungen in meinem damaligen Leben. Im Lager von Boulogne erhielt ich durch einen deutschen Kaufmann in Paris einen Brief zugesendet, den meine Schwester Franziska geschrieben und einem jungen nach Frankreichs Hauptstadt wandernden Handwerker zur Besorgung an mich übergeben hatte. Der Inhalt dieses Schreibens war erschütternd. Mein Vater lebte nicht mehr, vor zwei Monaten war ihm meine Mutter ins Grab gefolgt, sie hatte auf ihrem Todesbette meiner Schwester aufgetragen mich zu benachrichtigen, daß sie mir Alles verziehen und daß sie täglich für ihren Anton gebetet habe, es möge ihm in der Fremde wohlergehen, er möge seinen Schöpfer nicht vergessen und nicht blos an das Zeitliche denken. Sie glauben nicht, Herr Rittmeister, wie ergreifend dieses Schreiben war. Die letzten Seufzer meiner sterbenden Mutter waren darin niedergelegt, die Thränen meiner Schwester hatten sie besiegelt. Ich bewahre den Brief wie ein Heiligthum, er hatte heilige Wirkungen für mich; er war die Veranlassung meiner Rückkehr zum Glauben einer überaus frommen Mutter; im Ge-

tümmel des Kriegslebens war ich diesem Glauben entfremdet worden. Franziska benachrichtigte mich auch, daß mein früheres Schreiben nebst der Geldsendung in die Hände meiner Mutter gelangt sey; man habe mir geantwortet und die Freude meiner Mutter über meine Erinnerung an sie ausgesprochen, und mich um recht häufige Mittheilungen über mein Ergehen gebeten; das Schreiben scheine nicht an mich gelangt zu seyn; ich hatte es nie erhalten. — Durch den Brief meiner Schwester erfuhr ich auch, daß meine Mutter ein für ihre Verhältnisse gerade nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, auf das ich meine Ansprüche geltend machen sollte; ich werde es nie thun. Den Schluß des Schreibens bildete ein Wunsch meiner sterbenden Mutter, der von ihrem guten Herzen ein so schönes Zeugniß gab. „Schreibe dem Anton," so lauteten ihre eigenen Worte, „er soll unsere arme Base Gertrud nicht vergessen und ihr zuweilen eine Unterstützung senden; ich weiß, daß er aus Liebe zu mir diesen Wunsch erfüllen wird, und lege ihm denselben dringend an's Herz."

„Wer ist diese alte Base, Herr Kapitän?" fragte mit neugierigem Blicke der Rittmeister.

„Gertrud Remmertin, Wittwe des Bruders meines Großvaters. Ihr Mann, ein armer Taglöhner, hatte seinen Unterhalt in dem Kapuzinerkloster unserer Vaterstadt."

„Ach daß ich diese Frau vergessen konnte, die meiner seligen Mutter so lieb und werth war, auf deren Dürftigkeit mich der gute Pater Hermann

Joseph zuerst aufmerksam machte, und die so manche Spende aus unserem Hause empfing; lebt die Alte noch?" fragte hastig Herr von Truchseß.

„Sie lebt noch und muß jetzt achtundsiebenzig Jahre alt seyn. Aber Sie erwähnten eben des Paters Hermann Joseph; seinem Andenken verdanke ich die Erhaltung meines Lebens, ich werde es nachher erzählen. Indessen die Zeit ist schon vorgerückt, mein lieber Doktor muß noch die anderen Kranken besuchen," sagte der Kapitän.

„Und ich möchte doch auch gerne Ihre weiteren Lebensschicksale vernehmen; nun wir können morgen Abend den Patienten wieder zusammen besuchen; es wird Ihnen gewiß angenehm seyn, Herr Rittmeister!" meinte der Militärarzt.

„Sehr angenehm," sagte Baron Truchseß, reichte dem Kapitän die Hand, wünschte ihm eine recht ruhige Nacht und bemerkte, wie er kaum die Stunde erwarten könne, wo er die Fortsetzung seiner Erzählungen vernehmen werde.

Am anderen Abende war die kleine Gesellschaft wieder in dem engen Stübchen des Kapitäns versammelt, und der freundliche Doktor hatte dafür gesorgt, daß die Zuhörer sich nicht mit einem Stuhle zu begnügen brauchten; Remmert hatte seinen Platz auf dem Bette wieder eingenommen.

„Aber eine neugierige Frage werden Sie mir gütigst erlauben, lieber Landsmann; Sie haben gewiß

den letzten Willen Ihrer seligen Mutter in Betreff der alten Base erfüllt?“ Damit eröffnete Herr von Truchseß die Unterhaltung.

„Alsbald habe ich ihn erfüllt, und zwar durch jenen Kaufmann meiner Bekanntschaft in Paris, dem ich auf ein Haus in Frankfurt einen Wechsel im Betrage von fünfzig Gulden ausstellen und an meine Schwester für die Base übersenden ließ; ich konnte leider damals nicht mehr geben, später holte ich es nach, wie ich Ihnen mittheilen werde.“

„Wir waren gestern Abend zuletzt mit Ihnen im Lager von Boulogne,“ fiel der wißbegierige Doktor ein.

„Durch dessen Zeltgassen ich Sie nicht lange führen werde, an dessen lustigen Schenkbuden wir rasch vorübergehen wollen. Es dürfte den Herren angenehm seyn, mich heute unter Italiens schönen Himmel zu begleiten und die Abenteuer zu vernehmen, welche ich dort bestehen sollte,“ sagte der Kapitän.

„Wir sind sehr neugierig,“ bemerkte Baron Truchseß.

Remmert begann: „Die beiden Herren werden sich erinnern, daß im November 1805 die Russen und Engländer einen Einfall in das Königreich Neapel machten, um Ferdinand IV. gegen uns zu unterstützen. Der Sieg von Austerlitz verscheuchte die Rothröcke und ihre nordischen Verbündeten; Joseph Bonaparte eilte an der Spitze eines ansehnlichen Heeres herbei, um der Herrschaft der Bourbonen diesseits des Faro ein Ende zu machen. Ich war, einem höheren Befehle folgend, aus Besançon, meiner damaligen Garnison,

nach Italien geeilt, um die Gefahren unserer braven Armee zu theilen. Neapels schwacher König floh zeitig genug vor dem einbrechenden Sturme nach Sicilien, Alles beugte sich vor unseren Fahnen, nur der Prinz von Hessen-Philippsthal war kein Feigling und vertheidigte sich wie ein Held in der Felsenveste von Gaëta, während in den Bergen Calabriens verzweifelte Gesellen in unregelmäßigem Kampfe unseren siegreichen Waffen Widerstand zu leisten suchten. Unter den Offizieren, welche gegen diese Parteigänger kämpfen sollten, war auch ich; ich kannte den Gebirgskrieg aus Spanien her. Luigi Caprero hieß ein gewandter Führer jener Freischaaren, er war ein Ueberall und Nirgends; mit einer kleinen Abtheilung reitender Jäger und Gendarmen wurde ich zu seiner Verfolgung ausgesendet. Ich gebrauchte die größte Vorsicht bei diesem Zuge, denn ich wußte nur zu gut, wie diese Hirten und Bauern kämpften; ihre Kugeln tödten, ohne daß man einen Schützen gewahrt; aus einem alten ausgehöhlten Baume wissen sie ein Blockhaus, aus den einsamen Trümmern eines Römerbades eine Festung zu machen. In bester Ordnung und mit größter Wachsamkeit zogen wir durch das Gebirge, nirgends eine Spur unserer Gegner; die elenden Dörfer, durch welche wir kamen, waren menschenleer und verlassen; das war keine gute Vorbedeutung. Zwei Tage marschirten wir und Nachts gönnten wir uns keinen Schlaf; wir saßen um die Bivouakfeuer und horchten auf das geringste Geräusch, aber Niemand störte die unheimliche Stille.

Ich vermuthete mit zu viel Recht einen bevorstehenden Ueberfall, deßhalb sendete ich einen Wachtmeister der Gendarmen, einen überaus gewandten Menschen, aus Korsika gebürtig, in der Verkleidung eines calabresischen Bauern zurück und ließ meinem Obersten Bericht über den bisherigen Verlauf der Expedition abstatten, zugleich aber um Verstärkung bitten, da ich einen Ueberfall befürchte. Der Wachtmeister kam zurück und brachte mir von meinem Vorgesetzten ein Schreiben, worin meine Befürchtungen als nicht erheblich hingestellt und die unheimliche Stille, welche wir auf unserem Marsche gefunden hatten, aus dem Umstande erklärt wurde, daß die Insurgenten bereits auf mehreren Punkten von Regniers tapferen Schaaren angegriffen und mit leichter Mühe zerstreut worden seyen; übrigens sollten, um allen Eventualitäten vorzubeugen, zwei Compagnien Fußvolk alsbald zu meiner Verstärkung abgehen. Zugleich benachrichtigte man mich, daß man sichere Kunde habe, Luigi Caprero halte sich in dem Dorfe San Giorgio verborgen, ich möge versuchen, den Rebellenhäuptling in seinem Schlupfwinkel aufzuheben. Jenes Dorf lag noch zwei Stunden vor uns; es galt, dasselbe so schnell als möglich zu umzingeln und sich der Person des Häuptlings zu bemächtigen. Uebrigens blieb ich bei der Ansicht, daß unser Oberst die Sache allzu leicht ansehe, und ich sollte mich nicht täuschen. Wir hatten den dritten Tag, an dem ich gegen Abend das Schreiben erhielt, einen anstrengenden Marsch gemacht; meine Leute waren sehr ermüdet, ich ließ sie in der

folgenden Nacht bis zwei Uhr Morgens ruhen, dann brachen wir in größter Stille auf; der Gedanke, daß hinter uns eine Abtheilung unserer Leute stehe, flößte mir einige Beruhigung ein. Es mochte vier Uhr seyn, da sahen wir das Dorf vor uns liegen, dicht neben demselben erhob sich eine Anhöhe, von einem Olivenwald bedeckt. Lautlose Stille herrschte um uns her, schnell war das Dorf umstellt, eine Spitze unserer Reiter ging in dasselbe und kam mit der Meldung zurück, daß sich ihnen kein lebendes Wesen gezeigt habe. Ich ließ den Olivenwald durch einige Plänkler absuchen; keine Seele war darin zu finden. Ich theilte meine Mannschaft nun in zwei Theile; mit dem ersten Theile ging ich in das Dorf, den andern ließ ich vor dem Dorfe aufstellen und den Wald scharf im Auge behalten; ein junger, sehr braver Lieutenant befehligte diese Mannschaft. Wir begannen die ärmlich aussehenden Häuser des Dorfes zu durchsuchen; in einem Keller entdeckten wir einen schönen Vorrath von Waffen und Pulver, Einwohner fanden wir nicht. Da hörte ich einen Schuß vor dem Dorfe fallen, rasch folgten mehrere; ich eilte hinaus, ein junger Mensch in zerrissenen Kleidern lag in seinem Blute; der Lieutenant meldete, daß dieser Mann in flüchtiger Hast eben aus einem Garten vor dem Dorfe hervorgesprungen sey, auf den Zuruf, stehen zu bleiben, habe er mit einem Pistolenschuß geantwortet, welcher den Rock des Offiziers gestreift hatte, die Kugeln unserer Chasseurs streckten den Calabresen nieder. Noch war ich mit dem Lieutenant in Unter-

redung begriffen, da pfiffen die Kugeln um meine Ohren; schnell wendete ich mich um: wo das Auge hinblickte, schwarze Wolken der Feinde, die in unglaublicher Hast sich gegen das Dorf wälzten. Jetzt galt es, meine Leute zu retten oder fechtend zu sterben. Die auf uns eindringenden Schaaren waren ein Gemisch von neapolitanischen Soldaten und Bauern, ihre Anführung, wie es schien, in guten Händen. Im Augenblicke war mein Häuflein um mich versammelt; trotz der überlegenen Zahl des Feindes — es mochten neunhundert Mann seyn — zogen wir in guter Ordnung kämpfend zurück; mit blutendem Herzen sah ich, wie meine Braven fielen und die tapfere Schaar mehr und mehr zusammenschmolz; ich hoffte noch immer, mich halten zu können, bis die mir nachgesendete Infanterie eintreffen würde, sie konnte nicht weit entfernt seyn; meine Hoffnung war leider vergeblich. Wie wüthend drang eine Abtheilung Italiener auf mich ein; zweimal hieben mich meine Chasseurs aus dem Gedränge; da stürzt ein Offizier zu Pferde auf mich los, die Kugel seines Karabiners verfehlte meine Brust, aber in dem Augenblicke, wo ich mit aller Kraftanstrengung meinen Arm erhob, um durch einen gewichtigen Streich mich von dem lästigen Gegner zu befreien, werde ich von einem Schlage über den Kopf getroffen; ohnmächtig sank ich vom Pferde, bewußtlos lag ich auf dem Boden, was weiter geschah, erfuhr ich später erst. — Als ich aus meiner Betäubung erwachte, erblickte ich nackte Wände um mich her, ein Strohlager war mein Bett,

ein Krug mit Wasser stand daneben, ein eng vergittertes Fenster ließ spärliches Licht in meinen traurigen Aufenthaltsort fallen. Ich ergab mich in mein Schicksal und war auf das Aeußerste gefaßt. Plötzlich hörte ich Schlüssel rasseln, die Thüre zu meinem Zimmer öffnete sich: ein junger Mönch aus dem Kapuzinerorden trat herein und näherte sich meinem Schmerzenslager; ich konnte auf seinen Zügen das Mitleid mit meinem Elende lesen, obschon der Fremde keine Aeußerung hierüber laut werden ließ, sondern mit großer Vorsicht einige kurze Fragen an mich richtete, die ich eben so kurz beantwortete, zumal meine Erschöpfung mir das Sprechen sehr erschwerte. Am Abende des andern Tages erschien der Mönch wieder; ich merkte wohl, daß er etwas auf dem Herzen hatte, er begann eine Unterredung mit mir über meine Lebens- und Dienstverhältnisse. Die Erfahrung, daß ich von Geburt nicht Franzose, sondern Deutscher sey, schien auf den Ordensmann einen freundlichen Eindruck zu machen; einen ganz verklärten Ausdruck nahm aber sein Gesicht an, als ich Padre Ignazio, so hieß der Mönch, erzählte, daß ich mich mit vielem Vergnügen erinnere, wie ich als Knabe das Kapuzinerkloster meiner Vaterstadt oft besucht und mich des besondern Wohlwollens eines Priesters seines Ordens erfreut habe; ich meinte damit den ehrwürdigen Pater Hermann Joseph."

„Nein, es wäre zu hart, wenn Ihr sterben solltet, Kapitän, das kann ich nicht mit ansehen. Wenn Ihr Euch meinen Händen anvertrauen wollet,

ich werde Euch retten; Ihr habt nur den Befehl Eurer Obern vollzogen, als Ihr zur Verfolgung der Patrioten auszoget und Luigi Caprero durch Eure Leute seinen Tod fand," sagte mit einem Male der Mönch und schaute mich mit einem Blicke des innigsten Mitleides an.

„Ist Luigi Caprero todt und will man seinen Tod durch den meinigen rächen?" fragte ich auf diese für mich traurige und zugleich hoffnungsreiche Nachricht.

„Bei San Giorgio wurde er erschossen; von allen Seiten verfolgt und wie ein armes Wild gehetzt hatte er sich in dem Dorfe ein Versteck gesucht und glaubte sich dort sicher."

„Das war am Ende der junge Mann in einer Blouse, welchen eine Kugel unserer Jäger vor dem Dorfe niederstreckte?"

„Er war es, eine Viertelstunde noch und er wäre durch unsere Leute gerettet worden."

„Aber in aller Welt, lieber Pater, gebet mir genauen Aufschluß über meine jetzige Lage und das, was mir bevorsteht."

„Ihr seyd mitten im Gebirge in einem Kloster, das von allen seinen Bewohnern verlassen worden ist bis auf mich, dem Ihr zur Bewahrung und Verpflegung von den Patrioten übergeben worden seyd. Ringsumher im Walde lagern zu Tausenden unsere Leute; die Bauern haben ihre Dörfer verlassen und sich dem Reste der königlichen Truppen angeschlossen; Graf Roger von Damas führt diese Schaaren, ein

tapferer Soldat. Die Erbitterung über die Strenge, womit Eure Befehlshaber gegen alle Calabresen verfahren, hat Euer Todesurtheil herbeigeführt, doch es wird nicht vollzogen werden, verlasset Euch auf mich."

„Und würde furchtbar von meinen Kameraden gerächt werden," bemerkte ich zu diesen Worten des Mönches.

„Aber in der kommenden Nacht noch müßte Eure Rettung bewerkstelligt werden. Wird es Euer Zustand zulassen, daß Ihr drei Stunden Weges auf einem einsamen Gebirgspfade, den nur Wenige kennen, mit einem Maulthier zurückleget? Für einen treuen Führer werde ich sorgen, und wenn Ihr einmal fort seyd, wird so große Nachfrage nach Euch nicht seyn, denn von allen Seiten rücken Eure Truppen an, und es möchte eine große Frage seyn, ob sich die Patrioten noch drei Tage in dieser Gegend halten, oder vorziehen werden, tiefer im Gebirge eine feste Stellung einzunehmen."

„Ich glaube, daß ich diese Reise machen kann; die Hoffnung der Rettung gibt selbst dem Erschöpften ungewöhnliche Kraft, und wenn es mir gelingt, mich zu retten, so werden die Dankesthränen meiner Angehörigen Euren Edelmuth lohnen, in ihren Gebeten werden sie Euch segnen. Diese meine Worte bestärkten den Mönch noch mehr in seinem Vorhaben und mit seiner Hilfe führte ich in der folgenden Nacht meine Flucht aus. Auf einem Maulthier sitzend, von einem treuen Führer geleitet, schlich ich mich auf einsamen

steilen Pfaden durch die feindlichen Linien, und am frühen Morgen begrüßte ich unsere Vorposten.

Um mir Erholung von den überstandenen Mühseligkeiten zu gönnen machte man mich zum Platzkommandanten in einer Stadt an der Meeresküste, die Ernennung zum Kapitän und das Kreuz der Ehrenlegion gaben mir Ersatz für die Schreckenstage in Calabrien. Zwei Jahre verweilte ich in meiner oben erwähnten Stellung in Italien, es war die schönste Zeit meines Lebens; im ersten Monate des vorigen Jahres kehrte ich nach Frankreich zurück und lag mit dem Regimente, worin ich jetzt diene, in Kantonnirungen längs der Maas. Die erste Sorge nach meiner Rückkehr war, für die Unterstützung meiner Base etwas zu thun, die nach einem Schreiben meiner Schwester, das ich in Italien erhalten hatte, noch lebte. Ich gab einem Artillerieoffizier, der nach Erfurt ging, zweihundert Franken mit dem Auftrage, diese Summe dem Bürgermeister meiner Vaterstadt unter der Bedingung zu übergeben, daß monatlich davon zwanzig Franken zur Unterstützung meiner Base verwendet würden; nach zehn Monaten sollte, wenn es mir irgend möglich sey, eine neue Summe dem Bürgermeister zur Verfügung gestellt werden. Leider erlauben es die Verhältnisse, worin ich mich jetzt befinde, nicht, mein Vorhaben auszuführen."

„Warum nicht, Sie haben doch jetzt keinen außerordentlichen Kostenaufwand zu machen, und wenn demnächst die Auswechslung der gegenseitigen Gefangenen stattfindet, so erhalten Sie ihren ganzen

rückständigen Sold ausgezahlt," bemerkte der Rittmeister.

„Das ist richtig, Herr von Truchseß, aber die Vorbereitungen zu diesem Feldzuge, wo ich mir neue Uniform und neue Pferde anschaffen mußte, das Leben im Felde zumal mit Kameraden, welche fast alle von Hause wohlhabend sind, wie es bei den meisten Offizieren unseres Regiments der Fall ist, haben meine Kasse so erschöpft, daß ich auf dem Marsche die Gefälligkeit eines Kameraden ansprechen und mir eine Summe leihen mußte, die zurückzuerstatten meine nächste Pflicht ist."

„Nun so lassen Sie mich diesmal die Sorge für Ihre Base übernehmen, ich werde es mit besonderer Freude thun; das Andenken an meine theure Mutter, die Liebe zu meiner Vaterstadt heißt mich schon Sie dieser Sorge entheben."

„Das wäre zu viel, Herr Rittmeister, und ich würde, wenn ich dieses Anerbieten annähme, vielleicht Andern Ihre Unterstützung entziehen."

„Durchaus nicht, ich habe keine Familie und ein reichliches Auskommen."

„Wir gehören also Beide dem Stande der Hagestolze an," sagte lächelnd der Kapitän.

„Ja wohl, und bis zur Schlacht von Aspern hatte ich keinerlei Sorgen dieser Art; aber jene Schlacht entriß mir einen Freund und gab mir einen Sohn."

„Sie haben wohl Vaterstelle bei dem Kinde eines auf dem Felde der Ehre gefallenen Freundes übernommen?"

„Richtig errathen, lieber Landsmann; indessen brauche ich für die materiellen Bedürfnisse meines Adoptivsohnes nicht zu sorgen, denn Clemens von Maierhof, so heißt er, ist Erbe eines sehr bedeutenden Vermögens; desto eifriger werde ich mich seiner geistigen und sittlichen Ausbildung annehmen, damit er seinen braven, mir unvergeßlichen Eltern würdig nacheifert."

„Das ist sehr edel von Ihnen gedacht, Herr von Truchseß."

„Nun wir werden über die obenerwähnte Angelegenheit noch einmal ausführlich mit einander reden; wie mir der Herr Doktor sagte, so gedenken Sie nach Ihrer Wiederherstellung eine Reise in die Heimath zu machen."

„Es ist wenigstens mein sehnlichster Wunsch, und ich bin überzeugt, daß man mir einen Urlaub von einigen Monaten gewähren wird."

„Dann haben Sie vielleicht die Güte, einige Aufträge von mir in der Heimath auszuführen?"

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Rittmeister, und je mehr desto lieber."

„Nun, auf Wiedersehen, lieber Kapitän."

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Rittmeister und verließ mit dem Arzte das Zimmer des Kapitäns, dessen düstere Stimmung ganz verschwunden zu seyn schien.

VIII.

Die Glocken der Pfarrkirche von H..... schlagen so hell und freudig zusammen, Böllerschüsse, schnell auf einander folgend, tönen uns entgegen; wir beeilen uns, daß wir das Städtchen erreichen. Wie sich der städtische Oberfeuerwerker, der rothe Klas, in Schweiß gearbeitet hat, um aus der Feldschlange, die seit dem dreißigjährigen Kriege Eigenthum der Gemeinde ist, die Freudensalven in gemessenem Tempo zu geben, womit die Trauung einer Patricierstochter verkündet wird. In den Straßen — und deren sind nicht viele — wogt die freudig bewegte Menge; man kann auf den meisten Gesichtern lesen, daß die Leute der Dinge harren, die da kommen sollen. In die Kirche zu gelangen ist uns nicht möglich, ihre Räume sind überfüllt, die Feierlichkeit hat bereits begonnen. Der Stadtdiener, in seine festtägliche Uniform gekleidet, einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, handbreite Silberborten auf den Schößen seines Leibrockes, die bis zur Erde reichen, bietet alle seine Beredsamkeit und alle seine Derbheit auf, um unter der andrängenden Menge eine Straße für den Brautzug zu öffnen, der jetzt bald die Kirche verlassen wird. Unter den Massen Neugieriger, die sich in den Straßen drängen, entsteht schallendes Gelächter; auf einem Bauernwagen, mit Erbsenstroh bedeckt, kommen Hochzeitsgäste gefahren; eine ältliche Dame in einem burlesken Anzuge, halb städtisch, halb ländlich, hat einen ver-

gilbten Regenschirm, unter dem eine ganze Familie Platz finden kann, ausgespannt, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, die bei sechs Grad Kälte eben nicht versengend und dem zarten Teint einer Sechzigerin nachtheilig wirken. Jetzt fällt ein voller Schuß aus der Feldschlange vor dem Thore, die Menge wird ruhiger, die Gemüther sind in höchster Spannung, ein im tiefsten Baß gesungenes „Amen" hört man aus der Kirche schallen.

„Was der Rektor für eine Stimme hat, man hört sie eine halbe Stunde Weges," sagte ein Bürger, der eben der Aufforderung des Stadtdieners Folge geleistet und Spalier gebildet hat, zu seinem Nachbar, dessen Ellenbogen ein vorwitzig andrängender Landmann in sehr unvortheilhafter Weise kennen lernte."

„Ihr habt Recht, Gevatter, der Rektor ist ein Sänger, so soll man einen zweiten suchen, und wie er die Orgel zu schlagen weiß, und in seinem Küsterdienste geht er allen Sakristanen vor. Ja, unser Kornemann, das ist ein ganzer Mann; 's ist auch recht, daß die Stadt ihm heuer wieder eine Zulage gegeben hat und ihm ein zweites Krautbeet bestellen läßt; er verdient es in der That, zumal die Ostereier nicht mehr so reichlich ausfallen wie früher. Aber heute hat der Herr Rektor wieder einen guten Tag; wie viele solcher Tage mag er wohl schon gehabt haben?" sagte der Nachbar.

„Nun, das läßt sich ungefähr im Ueberschlage berechnen: es sind Eheleute hier wie der Trinen

Peter und seine brave Adelheid, die haben ihre silberne Hochzeit schon gefeiert und der Rektor war ihr Gast wie damals, als sie zum ersten Male sich am Altare Treue gelobten."

Jetzt gebot der Stadtdiener mit dem ganzen Ernste seiner Amtsmiene und voller Stimme: „Stille!" tiefes, erwartungsvolles Schweigen herrschte ringsumher, Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; es war ein höchst feierlicher Augenblick. Die Flügelthüren der Kirche öffneten sich; in langem, festlichem Zuge erschien das Brautpaar und sein ebenso zahlreiches als glänzendes Gefolge; alle Augen richteten sich auf diesen Zug. Der Bräutigam, in Schwarz und blendend sauberes Weiß gekleidet, machte ein so gestrenges Gesicht, als wenn er hinter dem Aktentische in der Amtsstube säße und die Bauern zu Protokoll vernähme. Es gab unter den Zuschauern Leute, welche den Bräutigam von Jugend auf kannten und denen diese strengen Züge ganz ungewohnt und befremdend vorkamen. Die Braut, ein einfaches Bürgerskind mit unendlich viel Gutmüthigkeit im Gesichte, ging, bescheiden die Augen niederschlagend, neben dem gravitätischen Bräutigam, der um zwölf Jahre älter als seine Angetraute seyn mochte. Jetzt hatten die Augen und mehr noch die Zungen der weiblichen Zuschauer vollauf zu thun, um eine möglichst vollständige Kritik des Anzuges der Brautleute zu liefern.

„Den Frack des Herrn Amtsschreibers hat der Herold's Schneider nicht gemacht, solch eine Arbeit

wird im Städtchen nicht geliefert," sagte eine umfangreiche Krämersfrau zu ihrem Herrn Gemahl, der mit fast neidischen Blicken den Hochzeitsfrack betrachtete.

„Wahrscheinlich ist er von Paris gekommen," entgegnete mit saurer Miene der Eheherr und murmelte ein „dummes Weibsvolk" zwischen den Zähnen.

Die beiden Brautführer schienen vom Volke mit besonderer Hochachtung gegrüßt zu werden; in dem Einen dieser Führer erkennen wir den Löwenwirth von H....., welcher seinen Schwiegersohn, den Amtsaktuar Adam Fröhlich, als Zeuge zum Traualtare begleitet hat, und wenn gleich sehr gealtert, ist uns doch Meister Fröhlich an seinen freundlichen, ruhigen Zügen erkennbar. Er hat die Braut seines Sohnes, die brave Tochter des Löwenwirths, zur Kirche geführt.

Verwandte und Bekannte des jungen Paares, geputzte Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen folgten in langer Reihe und bunter Abwechslung. Drei Männer in Uniform erregten die allgemeinste Aufmerksamkeit; manche Mutter hob das Kind auf ihrem Arme in die Höhe, damit es die drei schmucken Herren sehen konnte; mancher Finger deutete offen oder verstohlen auf dieselben. Im Gefühle seiner Würde und mit der Freundlichkeit eines Hochzeitsgastes schritt der Wildmeister von Marbach, Herr Eberhard Kaufholz, einher. Sein Haar ist gebleicht, aber seine Haltung und sein Schritt sind immer noch kräftig. Er trägt die schöne Wildmei-

stersuniform von grüner Farbe, reich mit Gold besetzt. Ein stattliches Wehrgehänge über Brust und Schultern mit dem Hirschfänger, an dessen Griff eine schwere goldene Troddel hängt, gelbe Stulphandschuhe von Gemsenleder, ein hoher Hut mit wallendem Reiherbusch bilden den imponirenden Schmuck des alten Waidmannes. Neben ihm geht ein anderer Forstmann, jünger an Jahren und von nicht so reicher Uniform, es ist Leopold G., jetzt Revierjäger in der Gegend. Aber diese beiden Männer scheinen die Neugierde des Publikums doch nicht in dem Grade zu erregen als der Dritte, welcher Arm in Arm mit Leopold G. geht und auf den alle Blicke wie Pfeile sich zu richten scheinen. Eine hohe, kräftige Gestalt, mit einer breiten Narbe über die Stirne, einem vollen Schnurrbart auf der Oberlippe, einen Ordenskreuz auf der Brust und Offiziersepauletten auf den Schultern. Gewiß ein Reiteroffizier, denkt Jeder, welcher diesen Mann sieht. Es ist Anton Remmert, Major im sechsten Chasseurregiment des französischen Kaiserreichs, der Jugendfreund und Vetter des Bräutigams, den ein glücklicher Zufall zur Hochzeit seines Freundes und einstigen Schulkameraden Adam geführt hat. Den Schluß des Zuges bildete Rektor Kornemann, welcher die Schließung der Kirche heute durch seinen Calcanten besorgen läßt; denn der Rektor darf im Festzuge so wenig fehlen wie bei der Hochzeit, ist er ja seit fast dreißig Jahren Stammgast im Löwen und hat ja die bescheidene Braut ihre schöne Handschrift und ihre

Fertigkeit im Kopfrechnen dem wackeren Lehrer zu verdanken. Aber man sieht dem Rektor auch die Freude über diesen Tag an; seine hohen Kniestiefel sind so blank gewichst, daß man sich darin wie in einem Spiegel besehen kann, die Schleife der weißen Halsbinde ist in eine zierliche Rose gebunden, und an der stählernen Uhrkette über der schwarzen Sammetweste fehlt der Uhrschlüssel mit dem breiten Griff von Achat nicht. Jetzt macht der festliche Zug Halt, die laute Munterkeit der Menge steigert sich noch, zwei Knaben sperren die Straße mit einer rothen, straff angezogenen Schnur, ihre zahlreiche jugendliche Begleitung ruft Vivat, daß es weithin tönt. Es wird „gehemmt", so heißt dieser alte Volksbrauch, der an keinem Hochzeitsfeste einer bemittelten Familie fehlen darf und dessen Bedeutung der Löwenwirth recht wohl kennt, indem er in die Tasche greift und eine Handvoll Scheidemünze unter das junge jubelnde Volk wirft. Da verändert sich plötzlich die Scene, es gibt ein bewegtes Durcheinander; der Löwe kann über seine Beute nicht gieriger herfallen als die Knaben über die Kreuzer und Pfennige. Mancher erobert sich mit einer derben Beule, mit einem blauen Auge oder dem Verluste eines Büschels Haare einen blinkenden Kreuzer, und geht mit zwei Siegeszeichen aus dem Kampfe hervor.

Wir lassen nach diesem Intermezzo den Zug zum Hochzeitshause schreiten und die Gäste an reichbesetzten Tafeln Platz nehmen; zum Nachtisch wollen wir uns auch einfinden.

„Es lebe der Pater Ignazio! ohne diesen edeln Mann hätten wir unsern lieben Freund und Landsmann Remmert heute nicht in unserer Mitte!“

„Auf sein Wohl!“ fällt die ganze heitere Tischgesellschaft des Löwenwirths ein. Die Gläser klingen und werden geleert, Alles freut sich über den sinnigen Trinkspruch, welchen der Revierjäger Leopold G. eben ausgebracht hat.

„Aber, meine Herren und Damen, wenn Sie des Retters meines Lebens gedenken, so dürfen wir auch des großen Wohlthäters in meiner zweiten Gefangenschaft nicht vergessen, zumal er unser Landsmann ist. Füllen Sie die Gläser bis zum Rand, leeren Sie dieselben bis zum Grund und rufen Sie mit mir: Unser Landsmann, der kaiserliche Rittmeister Heinrich Truchseß von Wetzhausen, er lebe hoch!“ sprach in feierlichem Tone und mit erhobener Stimme Major Remmert.

Ein „Hoch!“ schallte durch den Saal, daß die Fenster zitterten.

So munter und aufgeräumt war die Stimmung der Hochzeitsgäste, welche an der festlich geschmückten Tafel im Saale des Löwenwirths zu H . . . . . saßen, worin wir vor vielen Jahren schon einmal verweilt haben. Alle fanden die Bewirthung vortrefflich und ihres Gebers würdig; Alle hatten mit größter Aufmerksamkeit die Lebensschicksale des Majors Remmert vernommen, welche dieser beim Nachtische vorgetragen hatte und die uns bereits bekannt sind.

„Ja, wie sich das so schön gefügt hat, Herr Major, daß Sie nach so langen Jahren der Abwesenheit nun gerade zur Hochzeitsfeier Ihres Vetters, meines nunmehrigen Schwiegersohnes, gekommen sind," sagte der Löwenwirth, dessen kräftige Hand eben die Schale einer welschen Nuß sprengte, deren Kern bekanntlich von Weintrinkern sehr geschätzt wird.

„Ich würde aber nicht hier seyn, würde dieses frohe Fest nicht mitfeiern können, wenn nicht Rittmeister von Truchseß auch hier mir förderlich gewesen wäre und mir Reisegeld vorgestreckt hätte, denn meine rückständige Gage mußte ich einem braven Kameraden anweisen, gegen den ich Verpflichtungen hatte. Dieser letzte Feldzug war meinen Finanzen nicht förderlich — oder doch, wenn man will, denn er brachte mir ein Majorspatent," sagte Remmert.

„Es ist ein edler Mann, dieser Herr von Truchseß, und ein würdiger Sohn seines hochseligen Vaters. O ich erinnere mich recht wohl, wie er einst an dem Balle Theil nahm, den ich auf Martini veranstaltet hatte. Er war der schmuckeste und gewandteste Tänzer unter allen Gästen, und hier in diesem Saale tanzte er mit des Wildmeisters von Haselstein Tochter, nachherige Wolfmaierin," bemerkte der Löwenwirth.

„Ja, mit des Wildmeisters Röschen tanzte er damals zum ersten und letzten Male," sagte mit lang gedehntem Ausdrucke Leopold G.

„Weiß man denn gar nicht, Herr Revierjäger, wo der frühere Probsteijäger in Holzkirchen und seine

Frau sich befinden. Ich habe dem Wolfmaier noch ein paar Jagdschuhe gefertigt, als er auf die Propstei kam, später ist er noch einmal bei mir gewesen und dann nicht wieder. Ach, seine Frau, das Röschen, war ein Engel. Wenn sie bei ihrer Tante in Fuld' zu Besuch war und das Mädchen ging morgens an meinem Hause vorüber in die Frühmesse, da glaubte man das Bild der Unschuld vor sich zu sehen," sagte Meister Fröhlich, der neben seiner neuen Schwiegertochter saß.

„Und der Wolfmaier war des Mädchens so wenig würdig; sie sollte die Hand des Mannes nicht erhalten, der ihrer würdig war, es war ein unglückseliges Verhängniß," bemerkte mit nachdenklichem Blicke Leopold und schaute unverwandt auf das Gemälde seines porzellanenen Tellers. „Aber," fuhr er nach einer Weile fort, „wo der Wolfmaier hingekommen ist, ob er und seine Gattin, dieses Muster christlicher Tugend und stiller Häuslichkeit, überhaupt noch leben, weiß ich in der That nicht. Von Holzkirchen kam er zu einer adligen Herrschaft in Oberfranken, wo er sich an Einkommen weit geringer stand als auf der Propstei; aber auch diese Stellung hat er nachher, ob freiwillig oder unfreiwillig, wieder aufgegeben, und wo er jetzt sich aufhält ist unbekannt; er und seine Frau sind wie verschollen. Der alte Wildmeister in Haselstein hat nicht viel Freude an seinem Schwiegersohne erlebt, vor dem er so sehr und von so gewichtigen Stimmen gewarnt worden war, aber vergebens. Es ist gut, daß der Wild-

meister und seine brave Engelberta aus diesem Leben abgerufen wurden; ich glaube, das Schicksal ihres Röschen hätte ihnen noch manche kummervolle Stunde bereitet."

„Ja, man hat sich damals sehr darüber gewundert, daß der Wildmeister seine Tochter dem Wolfmaier gab; ich mochte den Geck nicht leiden, wenn er in meine Wirthschaft kam und noch so freundlich und schmeichlerisch that; er hatte gar nichts Ernstes in seinem Wesen," bemerkte der Löwenwirth.

Still und schweigsam hörte der Wildmeister von Marbach diese Unterredung an; die Finger seiner rechten Hand glitten einförmig an dem vor ihm stehenden Weinglase auf und nieder; seine Linke hatte die auf dem Tische liegende Serviette wohl schon viermal zusammengelegt und wieder entfaltet. Endlich brach Kaufholz sein Schweigen: „Aber, lieber Leopold, Ihr sprachet vorhin von einem unglückseligen Verhängniß, wodurch Röschen um die Hand des ihrer würdigen Mannes gekommen sey; ich weiß, daß dieser Mann Niemand Anderes war als unser edler, heute schon mehrfach erwähnter Landsmann Heinrich von Truchseß, aber jenes Verhängniß kenne ich nicht, Euch aber ist es wohl bekannt. Es liegen zwischen jener Zeit und heute achtzehn Jahre, und ich muß gestehen, ich bin neugierig, endlich einmal die eigentliche Ursache zu erfahren, warum Junker Truchseß' Bewerbung um Röschen erfolglos war. Wenn Ihr, einst der beste Freund Junker Heinrichs, nicht zu ewigem Schweigen verpflichtet seyd, so könntet Ihr

uns in diesem traulichen Kreise nun einmal Aufschluß über dieses räthselhafte Verhängniß geben, das Ihr in meiner Gegenwart schon oft erwähnt habet."

„Zu ewigem Schweigen bin ich keineswegs verpflichtet, und jetzt nach achtzehn Jahren kann ich das freiwillige Schweigen, welches ich über diese Sache beobachtet habe, brechen. Ich war die unmittelbare Ursache, daß Röschen die Gattin Wolfmaiers wurde und nicht des Barons Heinrich von Truchseß, ich war die nächste Ursache, aber meine Schuld war es nicht," sagte mit tiefem Nachdruck Leopold G.

„Hm, das ist sonderbar, sonderbar ...." bemerkte der Löwenwirth.

„Sehet," begann der Revierjäger wieder, „ich war der vertrauteste Freund des Baron Truchseß; zwischen mir und ihm gab es kein Geheimniß; ich wußte, daß sein Entschluß, die Tochter des Wildmeisters von Haselstein zu heirathen, unabänderlich fest stand. Ich kannte die Schwierigkeiten, welche sich seinem Entschlusse entgegenstellten: sie waren groß, sehr groß, sie schienen unüberwindlich. Aber Junker Heinrich überwand sie; auf sein und des hochseligen Propstes vom Johannisberg, des Herrn von Zobel, Zureden wurde seine Mutter, die Oberforstmeisterin, endlich umgestimmt; sie schien dem Vorhaben ihres Sohnes nicht mehr abgeneigt zu seyn. Da war aber der alte Wildmeister, der konnte nun einmal nicht daran glauben, daß seine Tochter einen Baron zum Manne bekommen würde; Wolfmaier, der sich in

sein Zutrauen eingeschlichen hatte, bestärkte den Alten in seiner Ansicht. Der Wildmeister wußte, daß die Eltern des Barons und namentlich seine Mutter dem Vorhaben ihres Sohnes entgegen seyen; daher verlangte er von Junker Heinrich die schriftliche Zustimmung seiner Mutter, und der Baron versprach, dieselbe bis zu einem bestimmten Tage beizuschaffen. Gerade um diese Zeit wurde die Frau Oberforstmeisterin durch eine dringende Familienangelegenheit in ihre Heimath nach Franken gerufen und reiste ab. Der zwischen dem Wildmeister und dem Baron festgesetzte Tag rückte immer näher heran. Junker Heinrich hoffte, seine Mutter werde bis zu demselben zurückgekehrt seyn, aber ihre Rückkehr verzögerte sich. Am Vorabende jenes entscheidenden Tages ging ich mit dem Baron im Hofgarten spazieren; noch erinnere ich mich deutlich, wie Truchseß sagte: „Es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe, denn heute Abend wird meine Mutter eintreffen, dann soll der Haselsteiner morgen ihre Zustimmung Schwarz auf Weiß durch den Amtsboten erhalten.“ Diese Hoffnung war eitel, die Oberforstmeisterin kam nicht, der verhängnißvolle Tag brach an und Junker Heinrich hatte die schriftliche Einwilligung seiner Mutter noch nicht in Händen. Am frühen Morgen dieses Tages mußte ich in Geschäftsangelegenheiten in ein Revier abreisen; der Befehl zu dieser Reise war erst am späten Abende gekommen, weil der Oberforstsekretär durch plötzliches Unwohlseyn verhindert worden war, das Geschäft persönlich zu erledigen. Truchseß wußte also von

meiner Abwesenheit nichts. Vergeblich hatte er der Ankunft seiner Mutter von Stunde zu Stunde entgegengesehen, der Gedanke, daß er bis zum Abend dem Wildmeister sein Versprechen einlösen müsse, beunruhigte ihn. Um acht Uhr Morgens erschien ein Diener aus dem Hause des Oberforstmeisters in meiner Wohnung und übergab meinen Hausleuten einen Brief an mich; ich hatte in meiner Wohnung hinterlassen, daß ich, wenn nicht am selben Tage, doch spätestens am Vormittage des folgenden zurückkehren würde. Gegen meinen Willen verzögerte sich meine Rückkunft; ich kam erst am Abende des dritten Tages zurück und fand in meiner Wohnung den Brief meines Freundes vor. Ich erbrach das Schreiben, Junker Heinrich theilte mir mit, daß die Rückkehr seiner Mutter noch immer nicht erfolgt sey, er werde ihr deßhalb entgegeneilen und wenn sie, wie es scheine, noch längere Zeit im Kreise ihrer Angehörigen verbleiben wolle, werde er sie doch um Ausfertigung ihrer schriftlichen Zustimmung bitten und mit derselben in wenig Tagen zurückkehren; er ersuche mich auf das Dringendste, Angesichts dieses Schreibens nach Haselstein zu eilen und den Wildmeister zu bewegen, daß er die festgesetzte Frist um fünf Tage verlängern möge, dann werde Junker Heinrich selbst seinem künftigen Schwiegervater die Einwilligung seiner Mutter zu seiner Heirath mit Röschen überbringen. Ich erschrack, als ich das Schreiben las, ich kannte den Wildmeister nur zu gut; unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke auf: „Es ist zu spät!“ aber

den Wunsch meines Freundes mußte ich erfüllen. Ich nahm ein gutes Pferd, einen Renner, von dem ich wußte, daß er mich in ein und einer halben Stunde nach Haselstein bringen konnte. Ich habe schon manchen wilden Ritt gemacht, aber so noch keinen; der Dorfwächter blies gerade die Zehn, als ich vor Haselstein anlangte. Aus der Wohnung des Wildmeisters schimmerte mir Licht entgegen, es mochte in der Arbeitsstube des fleißigen Mannes seyn, die sich im untersten Stockwerke des Hauses befand. Ich ritt vor das Haus und klopfte an das Fenster, durch dessen Scheiben der Lichtschimmer drang. Unvergeßlich ist mir der Augenblick, wo der Wildmeister am Fenster erschien und fragte, wer da und was mein Begehren sey. In halblautem Tone trug ich ihm meinen Auftrag vor, der Wildmeister schob seine weiße Nachtmütze über den Kopf hin und her, und fuhr ein Mal über das andere Mal mit der Hand über sein Gesicht; als ich ausgeredet hatte schwieg er eine Weile, dann sagte er in einem Tone, der fast wie jener beginnender Reue klang: „Lieber Leopold! Ihr kommt zu spät, morgen wird meine Tochter mit dem neuen Propsteijäger in Holzkirchen, dem Wolfmaier, zum ersten und zweiten Male ausgerufen.“ Unbeweglich wie an allen Gliedern gelähmt saß ich auf meinem Pferde und starrte den Wildmeister an, während dieser stumm und schweigend in die Nacht hinausblickte, deren Himmel mit düstern Regenwolken überdeckt war. Endlich wendete ich mein Rößlein, lehnte freundlich die dringende Einladung

des Wildmeisters, doch in seinem Hause einige Erfrischungen einzunehmen, ab, und ritt langsam nach der Stadt zurück; ich brachte die traurigste Antwort mit, welche ich je erhalten hatte; ich wußte, welchen Eindruck sie auf meinen Freund machen würde. Zwei Tage nachher kam Junker Heinrich; er hatte mir nichts zu sagen, als daß er das Waidwerk mit dem Waffenhandwerk vertauschen wolle; der gute Pater Hermann Joseph hatte durch einen Zufall mich des unangenehmen Auftrages überhoben, der Trauerbote für meinen Freund zu werden. Truchseß zeigte mir ein Schreiben von seiner Mutter an den Wildmeister, worin die edle Frau dem Wunsche ihres liebsten und besten Kindes willfahrte und Röschens Eltern versicherte, daß sie und ihr Gemahl „das fromm und christlich erzogene Mädchen, von dessen schätzbaren Eigenschaften sie so viel Rühmliches gehört“, künftig als ihr eigen Kind betrachten und den Himmel bitten wollten, daß er zu der Wahl ihres Sohnes seinen Segen gebe, „damit er mit seiner zukünftigen Gattin einen recht christlichen und rechtschaffenen Hausstand führe, Gott zu Ehren und den Menschen zum Wohlgefallen“, wie es am Schlusse dieses von dem trefflichen Herzen der Freifrau ein rührendes Zeugniß gebenden Schreibens hieß. Einige Wochen nachher war mein Freund dem kaiserlichen Heere einverleibt, dem er alle Ehre machte, wie es von einem Truchseß sich nicht anders erwarten ließ.“

Alle Hochzeitsgäste hatten mit größter Aufmerksamkeit die Erzählung des Revierjägers gehört; feier-

liche Stille herrschte in dem Kreise; es schien, als wage man nicht, diese Stille zu unterbrechen; endlich sagte Major Remmert: „Nun, meine Herren, da uns der Herr Revierjäger die merkwürdige Veranlassung zu der jetzigen Laufbahn des edlen Baron Truchseß mitgetheilt hat, so will ich Ihnen von diesem Manne, der gewiß nicht denkt, daß wir heute so viel von ihm sprechen, einen andern hochherzigen Zug mittheilen, der eigentlich auch nicht vor das große Publikum gehört, aber unter so guten Bekannten schon erzählt werden darf. Als ich Abschied von unserm Landsmanne nahm, der mir so viel Liebe und Freundschaft erzeigt hatte, sagte Rittmeister von Truchseß zu mir: „Lieber Remmert, ich habe hier einen kleinen Geldbeitrag" — es waren sechshundert Gulden — „mit dessen Verwendung in meiner Heimath ich Sie beauftragen möchte. Die eine Hälfte dieser Summe ist zur Unterstützung Ihrer alten Base, die mir und meinen Eltern einst so theuer war, bestimmt, und Ihr möget, wenn Ihr in Eure Vaterstadt kommet, selbst entscheiden, wie dieses Geld am besten verwendet wird, um den Zweck seiner Bestimmung zu erreichen. Die andre Hälfte soll zur Unterstützung einer Familie unter meinen Landsleuten dienen, die, wie mir gesagt worden ist, in ungünstigen Verhältnissen lebt. Es ist die Familie des Propsteijägers Wolfmaier in Holzkirchen, dessen jetziger Aufenthalt mir unbekannt ist, aber mit leichter Mühe von Euch ermittelt werden dürfte. Wie ich höre hat Wolfmaier seiner überaus braven Frau,

einer Tochter des Wildmeisters von Haselstein, durch seinen Lebenswandel viel Kummer verursacht; es ist deshalb nothwendig, daß Ihr bei Verwendung dieses Geldes die größte Vorsicht gebrauchet, damit es nicht am Ende seine eigentliche Bestimmung verfehle und ein schlechter Gebrauch davon gemacht werde. Sollte vielleicht, wenn Ihr in unser Vaterland kommt, einer der beiden Theile, zu deren Unterstützung ich das Geld bestimmt habe, nicht mehr am Leben seyn, so wendet den ganzen Betrag dem noch überlebenden Theile, sey es also Eurer Base Gertrud oder der Wolfmaier'schen Familie, beziehungsweise deren Hinterbliebenen zu, falls auch der Propsteijäger und seine Gattin nicht mehr am Leben seyn sollten." Ich habe dem Rittmeister versprochen, seinen Auftrag auf das Beste zu erfüllen und da ich meine Base Gertrud nicht mehr am Leben fand, sondern nur ihr frisches Grab besuchen und für ihre Seele beten konnte, so muß ich jetzt die anderweitige Bestimmung des Rittmeisters erfüllen und, es koste was es wolle, den jetzigen Aufenthalt Wolfmaiers ermitteln, um dann die Spende unseres edlen Truchseß in zweckmäßigster Weise zu verwenden."

„Aber wenn Ihr das ermitteln wollet, müßt Ihr vielleicht das ganze Frankenland durchwandern und am Ende noch weiter gehen," bemerkte der Wildmeister von Marbach.

„Glaube doch nicht; in Bamberg dürfte der jetzige Aufenthalt Wolfmaiers am leichtesten zu erfahren seyn, denn noch vor zwei Jahren war er in

der Nähe dieser Stadt Förster bei einer adeligen Herrschaft, ich weiß nicht recht, waren es die Freiherren von Redwitz oder die Schenk von Stauffenberg. Jetzt ist er, wie ich vernommen habe, nicht mehr auf der Stelle, aber in der Gegend dort dürfte Wolfmaier, wenn er überhaupt noch am Leben ist, wohnen," sagte der Revierjäger Leopold G.

„Nun, meine Herren, jetzt bitte ich um's Wort!" rief der Löwenwirth und erhob sich von seinem Sitze.

„Still! unser Wirth spricht," gebot Major Remmert.

„Hört, hört!" riefen einige der jüngeren Gäste.

„Wir haben heute von unserem Landsmanne, dem kaiserlichen Rittmeister von Truchseß, und dessen Anhänglichkeit und Liebe zu der alten Heimath und seinen Landsleuten so viel Gutes und Erfreuliches gehört; wir haben die Gesundheit dieses wackeren Mannes schon ausgebracht; nun will ich eine andere ausbringen, in die alle meine lieben Gäste gewiß einstimmen werden: „Alle unsere Landsleute, die in der Fremde ihre Heimath nicht vergessen und sich ihres Vaterlandes nicht schämen, sondern desselben gerne und mit Freuden gedenken, leben hoch und abermals hoch!"

Wie ein Blitz fuhr dieser Trinkspruch in die Reihen der aufgeräumten Gäste; der Hochruf, welcher folgte, wollte kein Ende nehmen, die Gläser wurden aneinandergestoßen, daß zwei derselben als Opfer

der Begeisterung fielen, welche alle Anwesenden belebte. Freudig strahlten alle Gesichter, freundliche Augen nickten von allen Seiten dem Löwenwirth zu, und sein Schwiegersohn flüsterte mit bedeutsamer Miene dem Revierjäger Leopold zu: „Ja, der alte Steinsetzer weiß immer zur rechten Zeit das rechte Wort zu finden!“

IX.

Die Föhre des bayerischen Waldes schüttelte traurig ihren Wipfel; auf ihren Zweigen wiegte sich der Rabe, dessen einförmiges Krächzen die tiefe Stille der Winterlandschaft unterbrach. Fast im Schnee versteckt lag der Weiler am Abhang des holzreichen Berges, senkrecht stiegen dünne Rauchsäulen aus den Schornsteinen der Hütten auf, welche eine fleißige, aber arme Bevölkerung einschlossen. Regungslose Stille herrschte um die Wohnungen dieser Wäldler; kaum blickte hie und da ein menschliches Gesicht verstohlen hinter den Schiebfenstern hervor; man konnte Stunden lang warten und kein lebendes Wesen trat aus den niederen Thüren unter schneebedeckten Dächern. Goldammern und Sperlinge suchten auf einzelnen frischen Düngerhaufen vor den kleinen Häuschen ihr kümmerliches Mahl. Der Bach, welcher am Fuße des Berges an den ärmlichen Wohnungen hinfloß, war stellenweise von seiner Eisdecke

befreit, und saftige Brunnenkresse umsäumte mit ihrem frischen Grün die kleinen Eisschollen, welche das geschäftig hinrieselnde Wasser gleichsam als lästige Zuthaten ans Ufer gespült hatte. An dem einen Ende des Weilers stand ein seinem Umfange nach sehr bescheidenes Haus, das etwas besser gebaut war als die übrigen. Sein Aeußeres bot einen gewissen sauberen und freundlichen Anblick dar. Eine steinerne Treppe führte zu der Hausthüre; auf der obersten Stufe dieser Treppe, wovon die Mittagssonne den Schnee aufgesogen hatte, lag ein schöner Jagdhund und schien sich recht innig der Sonnenstrahlen zu freuen, welche sein zottiges Kleid durchwärmten. In regelmäßigem Takte fielen Tropfen geschmolzenen Schnees ringsum von dem Dache des Hauses nieder und machten gleichsam eine, wenn auch sehr einförmige Musik. Wir treten in diese Wohnung, um ihre Bewohner kennen zu lernen. Auf der sehr engen Hausflur bemerken wir dieselbe Reinlichkeit, welche das Häuschen schon in seinem Aeußeren verräth. Wer einigermaßen von ansehnlicher Körpergröße ist, muß sich bücken, wenn er durch die niedere Stubenthüre in das Wohnzimmer treten will, dessen bescheidenes Ameublement sinnig geordnet und überaus sauber gehalten ist. Hinter einem Tische mit blank gescheuertem Messingschlosse saß ein Mann in einer grünen Blouse; er schnitzelte kleine Zweige aus dem frisch abgebrochenen Aste eines Kirschbaumes und steckte sie in einen mit Wasser gefüllten Topf; wahrscheinlich machte er einen Barbara-

strauß, den man um die Zeit des Festes dieser Heiligen ins Wasser setzt, damit er in Blüthe stehe, wenn der heilige Christ kommt. Die Gesichtszüge des so Beschäftigten mochten Jedem auffallen, der ihn zum ersten Mate sah; man konnte deutlich darin lesen, daß wilde Leidenschaften einst in der Brust des Blousenmannes getobt hatten, daß diese Leidenschaften aber im männlichen Kampfe überwunden und jetzt Ruhe über ein Gemüth gebreitet war, welches früher stürmisch bewegt gewesen war. Das Gesicht dieses hohen Vierzigers glich einem erloschenen Vulkan, über dessen verschüttetem Krater der klare Himmel des Südens ruht. Die Haare des Mannes waren früh ergraut; ob durch Krankheit, durch Gemüthsbewegungen und schweren Kummer, wir wissen es nicht; vielleicht erfahren wir es noch. Eine eigenthümliche Welt lebender Wesen umgab diesen Straußschneider, der sich durch nichts in seiner Arbeit stören ließ. Da hingen an der Stubendecke und längs den Fenstern hinauf wohl mehr als sechs Vogelbauer, jeder mit einem Blutfinken belebt. Der eine dieser Käfige war mit einem schwarzen Tuche überhangen; sein Bewohner schien ein ungehorsamer Lehrling zu seyn, der von seinem Meister für das wilde, wüste Geschrei, welches er statt wohllautender Töne vorbrachte, zu dunkler Kerkerhaft verurtheilt war, damit er in sich gehe und sich bessere. An der obern Hälfte des einen Fensters war ein Meisenschlag angebracht, dessen eine Abtheilung in das Zimmer ging und als Winterresidenz zu dienen schien, während

die andere im Freien angebracht war und also wohl der Sommeraufenthalt der beiden artigen Schwarzplättchen seyn mochte, die in dem Schlage ihr Wesen trieben. Auf einer mit einem verblaßten Teppiche überdeckten Schublade stand eine kleine Drehorgel, wie sie die Lehrer an jenen Conservatorien haben, die von befiederten Zöglingen unfreiwillig besucht werden. Wir haben eines dieser Zöglinge noch nicht gedacht, der mit so vielen die Gefangenschaft in diesem traulichen Stübchen theilte und dem man besondere Aufmerksamkeit zu schenken schien. Mit einer gewissen Gravität trippelte eine Wachtel auf dem Fußboden des Zimmers hin und her; zuweilen kehrte sie für einige Augenblicke in ihre in der Ecke stehende hölzerne Wohnung ein, die ein fürstliches oder gräfliches Schloß im alterthümlichen Style vorstellte. An beiden Ecken des zwei Stockwerke bildenden Käfigs sprangen runde Thürme hervor, welche den Hauptbau überragten, dessen Fronte einen im schönsten gothischen Styl geschnitzten Erker trug, unter welchem der Haupteingang zu dem Vogelpalaste sich befand. Von den Thürmen auf beiden Enden diente der eine als Speisesaal, der andere als Badezimmer unseres Zugvogels, der, wollte er seine mit so viel Luxus ausgestattete Wohnung nicht verlassen, sich unter den Fichtenzweigen ergehen konnte, die in dem geräumigen Käfig aufgestellt waren und seinem unglücklichen Bewohner einigermaßen das frische Grün der deutschen Wiesenmatten und die würzige Kühle der Orangenwälder von Capri ersetzen

sollten. Der Dachstuhl dieses Vogelbauers war mit einem weichen Zeuge sorgfältig überzogen, damit die Wachtel nicht in einem Anfalle von düsterer Melancholie gegen das Holzwerk springen und sich ihr Köpfchen zerschellen möge.

Der Mann in der Blouse, welcher bisher ein tiefes Schweigen beobachtet und nur seiner Arbeit Aufmerksamkeit geschenkt hatte, blickte mit einem Male nach dem einen Vogelbauer am Fenster auf und rief: „Still, Wellington, du machst deine Sache heute zu gut!“ Der Finke schwieg, als ihn sein Herr in dieser auffallenden Weise anredete. Alle diese Vögel trugen nämlich die Namen berühmter Feldherren jener Zeit und in diesem Zimmer fand man die größten Gegner, welche sich sonst nur auf dem Schlachtfelde suchten, deren Ohr nur an Kriegsgetümmel und wirres Schlachtgeschrei gewöhnt war, friedlich vereinigt, und alle nur bemüht, ihre Fertigkeit in einer Kunst zu zeigen, welche in dem Herzen des Menschen die sanftesten und friedlichsten Gefühle hervorruft. Da gewahrte man Vandamme und Massena neben dem Marquis von Beresford, der gewiß kein Freund jener Beiden war; man sah Murat, den kühnen Reitergeneral, und den Russen Bennigsen ganz nahe bei einander wohnen und dem Willen eines früh gealterten Mannes gehorchen. Der muntere Sänger, dem eben Schweigen auferlegt worden war, befand sich noch lange nicht in dieser Gesellschaft, welche so viele berühmte Namen zählte: Wellington war erst vor kurzer Zeit eingetreten, und sein Lehr-

meister hatte an dem Vogel wohl einiges Talent wahrzunehmen geglaubt, aber nicht geahnet, daß dieser Doppelschläger die Generale des französischen Kaiserreiches besiegen werde, daß sein untadelhafter, preiswürdiger Gesang — wie man deutlich wahrnehmen konnte — die Eifersucht und den Unwillen der Wachtel erregen würde, die den Namen eines auf der pyrenäischen Halbinsel mit wenig Glück operirenden französischen Generals trug und so oft jener Finke seine Stimme erhob, in heftige Bewegung gerieth, wie wüthend in ihren Palast rannte, um in einer Ecke desselben in dumpfem Schweigen hinzubrüten. Doch genug jetzt von diesen Sängern mit gefeierten Namen, die ihrem Lehrer alle Ehre machten und ihm manch blankes Geldstück einbrachten, wenn der Vogelhändler kam, um die tüchtigsten Schüler auszuwählen, denen das traurige Loos bestimmt war, schwerfälligen Mynheers von Amsterdam oder dem Haag die Langweile ihres phlegmatischen Stilllebens durch Gesang zu versüßen und in Käfigen von vergoldetem Draht nach dem würzigen Walduft und den frisch sprudelnden Quellen des bayerischen und Böhmerwaldes sich zurücksehnen.

Wir lassen unsere Blicke auf die Wände des Zimmers gleiten, die mit mancherlei Bildern — meist einfachen Steindrücken — geschmückt waren. Die Bilder behandelten ausschließlich heilige Gegenstände, die in einer gewissen Beziehung zu der Beschäftigung ihres Besitzers zu stehen schienen. Da sah man St. Hubert, den Patron aller Jäger, man

erblickte den heiligen Eustachius, wie ihm der Hirsch im Walde erscheint, zwischen dessen Geweih das Kreuz in hellem Lichtglanze strahlt. Ein Oelbild, das einzige in dem kleinen Zimmer und in der ganzen Wohnung, zog die Aufmerksamkeit jedes Besuchers auf sich; es war nicht groß, behandelte aber eine der schönsten Legenden, welche das Mittelalter uns hinterlassen hat. St. Bernhard, der ehrwürdige Ordensmann aus der stillen Zelle von Clairvaux, war auf dem Bildchen gezeichnet, wie er auf seiner Rheinfahrt am Waldessaume rastet, in tiefes Nachdenken über die Gründung eines neuen Klosters seines Ordens versunken. Aus dem Walde kommt ein Eber; das sonst so wilde Thier nähert sich ganz zutraulich dem Heiligen und zeichnet vor seinen Augen mit dem Rüssel den Grundriß eines neuen Klosters hin. Kloster Eberbach erstand auf der Stelle dieses Ereignisses! Auf dieses Bild mit einem so rührenden Gegenstande der Darstellung waren schon mehrfach ansehnliche Gebote geschehen; aber der Besitzer gab es nicht aus den Händen, „es sey,“ behauptete er, „ein theures Andenken an seinen Schwiegervater.“

Auf der Schublade, deren wir bereits gedacht haben, lagen einige Bücher, deren Inhalt nur erbaulicher Natur war und genußsüchtige Kinder dieser Welt nicht sehr angezogen haben würde.

Aus einer Seitenthüre des Zimmers trat eine Frau, welche ein Mädchen an der Hand führte, das zwölf Jahre zählen mochte. Die Züge dieser

Frau ließen auf frühere Schönheit schließen, eine außerordentliche Sanftmuth und Gutmüthigkeit verrieth sich in ihrem Gesichte; aber diese edlen Züge sagten auch, wenn gleich leise, daß schwere Leiden jene Eigenschaften eines guten Herzens noch erhöhet hätten.

„Bist Du mit dem Strauße bald fertig, Sebastian?“ fragte die Frau.

„Gleich, liebe Rosa! Das soll eine Freude für die Kinder werden, wenn Weihnachten kommt. Wie wird Christian sich freuen, Kirschblüthen in der Stube zu sehen, während draußen voller Winter und Alles mit Schnee und Eis bedeckt ist.“

„Wir haben doch so manche wohlfeile und an sich geringe Freuden, die vornehme Leute nicht erheitern würden, während sie uns frohe Stunden machen,“ sagte die Frau und schaute unverwandten Blickes ihrem fleißigen Manne zu.

„Das ist nur möglich, wenn Zufriedenheit und Genügsamkeit in einem Hause wohnt, wie es bei uns der Fall ist. Wir haben ein geringes Einkommen — was ist es um acht Gulden Monatsgehalt, drei Klaftern Holz und einige Scheffel Frucht eigentlich für eine geringe Sache — und doch gäbe ich meine Gemüthsruhe und meine Zufriedenheit mit einem so bescheidenen Einkommen nicht um das Geld so manches Reichen, der, immer unzufrieden, nach größeren Schätzen jagt und im Taumel berauschender Genüsse stets mißvergnügter wird, dessen Herz öde und leer ist wie eine Wüste, weil es alles christlichen Trostes entbehrt, und der keinen Gedanken von sich entfernter

hält, als jenen an den Tod, während wir täglich um eine glückselige Sterbestunde beten. Da fällt mir eben wieder das schöne Abendgebet zur heiligen Barbara ein, welches Du unsere Kinder gelehrt hast. Agatha, komm einmal her nnd sage mir, wie Du vor dem Schlafengehen beten sollst."

Das Mädchen trat an den Tisch, legte andächtig die kleinen Hände zusammen und sagte mit lauter Stimme:

„Heilige Barbara, Du edle Braut,
Mein Leib und Seel' sey Dir vertraut,
Sowohl im Leben wie im Tod,
Komm mir zu Hilf' in jeder Noth.
Komm mir zu Hilf' vor meinem End',
Daß ich empfang' das hochheilige Sakrament;
Daß ich so viel bei Gott erwerb',
Daß ich in keiner Todsünd' sterb'.
Den bösen Feind von mir treib',
Mit Deiner Hilf' stets bei mir bleib'.
Wenn sich mein' Seel' vom Leibe trennt,
So nimm sie auf in Deine Händ',
Behüte sie vor der Hölle Pein
Und führe sie in Himmel ein.
Amen."

Die beiden Eltern schauten auf das andächtig betende Kind, aus dem Auge des so ernst und ruhig aussehenden Mannes fiel eine Thräne nach der andern. Agatha verließ, nachdem sie so schön ihr Gebet gesprochen hatte, das Zimmer.

„Ja, liebe Rosa," sagte nach kurzer Pause der Mann, „um alle Güter dieser Welt gäbe ich den Frieden nicht, der jetzt in meiner Seele wohnt und

dessen Besitz ich nach Gott Dir verdanke. Du warst das Werkzeug in der Hand des Allerhöchsten, ohne Dich wäre ich vielleicht schon längst an Leib und Seele zu Grunde gegangen. Ich weiß nicht, wie ich es Dir danken und lohnen soll, daß eine so gänzliche Sinnesänderung durch Deine Mitwirkung in mir hervorgerufen worden ist. Wenn ich an meine Jugend und meinen damaligen geistigen Zustand zurückdenke, an die Glaubenslosigkeit, der ich verfallen war, und die ich vor Deinem Vater unter einer Heuchlermaske zu bergen wußte, vor dem ich erschien wie ein Wolf im Schaffelle, um den guten biederen Mann zu täuschen, daß er mir sein einziges Kind gab, dessen ich in der That nicht würdig war; ja wenn ich mich jetzt zurückversetze in jene nächtlichen Zusammenkünfte, unter die sauberen Brüder, deren leere, aber hochtönende Redensarten ich als die größte Weisheit bewunderte, deren mystische Gaukeleien ich für bedeutungsvolle Ceremonien hielt, während ich auf die unserer heiligen Kirche mit Spott und Verachtung blickte, aber sie äußerlich mitmachte, um kein Aufsehen zu erregen und mir in der Gunst meiner frommen Vorgesetzten nicht zu schaden; wenn ich an Alles dieses mich erinnere, dann fange ich an, mich vor mir selbst zu schämen. Wie ein Abgrund, in dem man nur das Toben wilder Leidenschaften vernimmt, erscheint mir meine Vergangenheit, wo so Viele mich als einen streit- und händelsüchtigen Menschen fürchteten, wo ich — selbst noch in den ersten Jahren unserer Ehe — Dir so viele trübe Stunden durch

meine Trunksucht und ihre traurige Folgen bereitete. Und Du ertrugest Alles wie ein Engel, Dein Mund öffnete sich zu keiner Klage, keinem Vorwurfe, nur sanfte Worte hattest Du für mich, um mich auf einen besseren Weg zu leiten. O könnte ich die Schmähreden, mit denen ich Dich wegen Deiner Frömmigkeit überhäufte, zurücknehmen, könnte ich den Spott ungeschehen machen, mit dem ich mich im Kreise verworfener Zechbrüder über die „Betschwester" lustig machte."

„Laß das, lieber Sebastian, und betrübe Dich nicht mehr über die Vergangenheit. Das sind ja längst vergessene Dinge, an die ich nie mehr denke und die ich stets Dir verziehen habe," sagte die Frau mit sanfter Stimme.

„Das ist nur zu wahr, Du hattest für mich, den Unwürdigen und Undankbaren, nichts als Verzeihung, frommes Gebet und die stillen Thränen, welche Du ob meines beklagenswerthen Lebens vergossest. Das waren die Waffen, womit Du meine Zügellosigkeit bekämpft, mit denen Du mich besiegt hast. Deine Tugenden, die meinen Leidenschaften überall in den Weg traten, Deine Liebe, welche nie ermüdete, sondern mich stets begleitete und in den schweren Prüfungen, die über mich ergangen sind, tröstend und ermunternd mir zur Seite stand, sind mir zum Heile geworden und haben mich vor dem Verderben gerettet, vor dem zeitlichen und, so Gott will und worum ich täglich bitte, wohl auch vor dem ewigen. Sieh', liebe Rosa, es ist mir, als

müßte ich Dir heute Alles sagen, was in meiner Brust lebt. Da habe ich häufig schon so bei mir gedacht, wenn Du die Gemahlin des Baron Truchseß geworden wärest, so lebtest Du jetzt vielleicht in glänzenden Verhältnissen, in einer hohen Stellung unter vornehmen Leuten — und ich? — — nun ich wäre längst in dem Strudel eines wild bewegten Lebens untergegangen, so aber — — —"

Die Stimme des Mannes, welcher so offene Bekenntnisse ablegte, stockte; er konnte nicht weiter reden, sein Blick heftete sich auf das zierlich aus Elfenbein geschnitzte Bild des Heilandes, welches an der Wand hing. In dem thränenfeuchten Auge Sebastians konnte man den Dank lesen, welchen er in diesem Augenblicke dem Schöpfer darbrachte, daß er ihm eine so große Wohlthat durch das Geschenk einer christlich frommen Gattin erwiesen hatte, die so viele Leiden und Trübsale mit einer Geduld ertragen hatte, die nur einer gläubigen Seele eigen ist. Man konnte in diesem Auge, in diesen zitternden Lippen des tief bewegten Mannes, in der Andacht, welche sich auf seinem ganzen Gesichte ausdrückte, noch mehr lesen. War es nicht, als wenn dieser Mann vor dem Bilde des Gekreuzigten Abbitte that für all das Unrecht, welches er einer Gattin zugefügt, die eine so treue Schülerin des Heilandes war?

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Zimmer; Sebastian war noch immer schweigsam und in sich gesammelt. Da warf die Sonne des Dezembertages einen überaus freundlichen Strahl durch die Fenster-

scheiben, die gefiederten Sänger fingen alle in ihren Käfigen hell und froh zu singen an, und die Wachtel schlug so voll und freudig, wie man es noch niemals gehört hatte. Alles erschien so feierlich und festlich: es war ein Versöhnungsfest!

Nach einer Weile sagte die Frau zu ihrem Manne, der seine Arbeit wieder aufgenommen hatte und beinahe damit zu Ende war: „Aber, lieber Wolfmaier, was hast Du mir heute so viel Schönes und Rührendes gesagt, es hat mich auf's Tiefste ergriffen und ist mir wieder ein Beweis Deiner jetzigen guten Sinnes- und Denkungsart, die mir, seitdem ich sie gewahrte, so unendlich viel Trost und Beruhigung gewährte, wofür ich täglich dem Himmel danke. Ob ich zu Deiner Sinnesänderung mitgewirkt habe, weiß ich nicht, sollte aber der Himmel mir diese Gnade haben zu Theil werden lassen, ich würde um keinen Preis der Welt mein, wenn auch noch so geringes Verdienst hingeben, keine Stellung — und wäre sie noch so glänzend — würde mir den Trost ersetzen können, durch meine Liebe zu Deiner Rettung beigetragen zu haben. Sollte am Ende in Erfüllung gegangen seyn, was meine Pathin, die verewigte Revierjägerin in Schwarzbach, kurze Zeit vor meiner Verheirathung, als ich ihr — Du wirst mir dieses Geständniß nicht übel deuten — von meiner damals bestehenden Abneigung gegen unsere Heirath erzählte, sagte: „Das Opfer, welches Du dem Willen Deines Vaters brächtest, würde vielleicht nicht unbelohnt bleiben!“

„Ja, das ist in Erfüllung gegangen, gute Rosa, vollständig in Erfüllung gegangen!“ rief Wolfmaier und reichte seiner Frau die Hand, die tief bewegt vor ihrem Manne stand und voll innerer Rührung nichts mehr vorzubringen wußte.

Das Zwiegespräch ruhete einige Minuten. Wolfmaier war mit seiner Arbeit fertig geworden und stellte den Topf mit Zweigen vor das Fenster, sinnend sah er auf das Gefäß nieder. Nach einer Weile wendete er sich um und sagte zu seiner Frau: „Weißt Du, Röschen, was mir noch zuweilen wie eine drückende Last auf dem Herzen ruht, die ich gar zu gerne abwälzen möchte?“

„Nun was denn, lieber Sebastian?“

„Daß wir in meiner letzten langwierigen Krankheit haben Schulden machen müssen. Wenn ich nur der Bäurin oben auf dem Einödhofe die dreihundert Gulden abtragen könnte, welche wir damals als Kapital aufgenommen haben. Ist mir doch gar zu drückend, fremden Leuten etwas schuldig zu seyn. Ein überaus schmerzliches und beschämendes Gefühl ergriff mich, als ich an einem der letzten schönen Herbsttage an dem Hofe vorüberging; die Bäurin stand gerade unter der Thüre und rief mir auf meinen freundlichen „guten Abend“ zu: „Aber Wolfmaier, wie steht es denn mit dem Kapital? Mein Kätherl hält bald Hochzeit mit des Hofbauers in Bernried Sohn, und da hab' ich Geld zur Aussteuer nöthig; schaffet also, daß Ihr das Darlehn mir nächstens zurückbringt.“ Diese Worte sind mir schwer auf's Herz gefallen,

denn ich kenne die Bäurin; obgleich ich ihr die Zinsen mit schweren sechs Procent immer pünktlich auf den festgesetzten Tag bezahlt habe, ist sie doch, wenn das Kapital in nächster Zeit nicht abgetragen wird, im Stande und klagt mich bei Gericht ein oder verhandelt mich dem nächsten besten Juden. Wenn wir aber uns noch so sehr einschränken, was bei den jetzigen hohen Preisen der Nahrungsmittel schwer hält, und ich neben meinem Einkommen mir noch so viel Nebenverdienst als möglich zu verschaffen suche, so dürfte es mir kaum möglich seyn, bis nächstes Frühjahr nur ein Viertheil der Schuldsumme abzutragen, es sey denn, daß wir wieder ein anderes Anlehen machten, um die Bäurin zufrieden zu stellen, und vor neuem Schuldenmachen habe ich allen Respekt, ich weiß aus meinem früheren leichtsinnigen Leben, was das für Verlegenheiten bringt. Nun der Mensch denkt und Gott lenkt; vielleicht öffnet sich uns, ohne daß wir es ahnen, eine Hilfsquelle, woraus wir die Mittel zur Erfüllung wenn auch nur eines Theiles dieser lästigen Verpflichtungen schöpfen können ...."

Die Rede des Mannes wurde unterbrochen; Schellengeklingel, Peitschenknallen und der ermunternde Zuruf eines Kutschers an seine Pferde ließ sich vernehmen. Der Hund auf der Treppe vor dem Häuschen schlug laut an.

„Was ist das?" rief Röschen und blickte neugierig zum Fenster hinaus.

Ein Schlitten, mit zwei kräftigen Pferden bespannt, kam den Hohlweg herab; die schweißbedeckten

Thiere hatten Mühe, das Gefährte durch den Schnee zu bringen. Vor dem Hause Wolfmaiers hielt der Schlitten an, der Jäger und seine Frau eilten vor die Thüre. Ein Herr, der gegen die Kälte wohlverpackt und geschützt war, wand sich aus dem Schlitten, schlug seinen Mantel mit dem stattlichen Fuchspelze zurück und eine glänzende Uniform wurde sichtbar. Mit gewaltigen Sätzen sprang der Herr durch den Schnee und eilte die kleine Treppe hinauf.

„Wohnt hier der gräfliche Jäger Sebastian Wolfmaier?" fragte der Herr in Uniform.

„Der bin ich, mein Herr," antwortete der Jäger.

„Und das ist wohl Ihre Gemahlin?"

„Zu dienen."

„Dann seyen Sie mir als Landsleute herzlich gegrüßt. Sie werden erlauben, daß ich einen Augenblick bei Ihnen einkehre; ich habe einen für mich und für Sie sehr erfreulichen Auftrag zu erfüllen," sagte der Offizier und trat unter den freundlichsten Verbeugungen der beiden Eheleute in das Wohnzimmer. Röschen brachte schnell einen Stuhl für den Fremden und bat ihn Platz zu nehmen; im Fluge eilte sie dann aus dem Zimmer; man hörte, wie ihre geschäftige Hand zu dem Feuer im Ofen neues Holz legte; bald erschien sie wieder und nahm mit einer gewissen Verlegenheit ihren Sitz ein.

„Aber Sie entschuldigen, bester Herr, die ganze Zeit schon studire ich in Ihren Zügen, ohne bis jetzt zu wissen, wen ich eigentlich vor mir zu sehen die Ehre habe," sagte Wolfmaier.

„Kann leicht möglich seyn, denn ich war noch sehr jung, als ich meine Heimath verließ; aber ich entsinne mich doch, Sie, lieber Wolfmaier, einmal in meiner Vaterstadt gesehen zu haben. Es war im Hause Meister Fröhlichs auf dem Steinwege."

„Ja, dort bin ich mehrmal eingekehrt, es diente den jungen Herren von den Schulen und auch mehreren Angestellten zum Sammelplatze."

„Unter diesen pflegte ich zu seyn; mein Name ist Anton Remmert."

„Doch nicht der Sohn des Mehlhändlers Remmert, welcher dem Fuhrmann Andreas gegenüber wohnte?"

„Der Sohn dieses Mannes."

„Nun da habe ich Ihren Vater gut gekannt; dann seyen Sie mir herzlich willkommen," sagte Wolfmaier und schüttelte dem Fremden mit kräftigem Drucke die Hand. „Wie es scheint, sind Sie Offizier in französischen Diensten?" fuhr der Jäger fort.

„Ganz recht, ich stehe als Major in einem Regimente der Chasseurs à cheval."

„Aber was in aller Welt führt Sie, Herr Major, in einer so rauhen Jahreszeit in diese abgelegene, wenig besuchte Gegend? Seit vielen Jahren haben wir keinen unserer Landsleute gesehen, keine Nachricht aus unserer Heimath mehr erhalten; wir glaubten darin ganz vergessen zu seyn."

„Und sind es doch nicht. Viele meiner Landsleute, unter denen ich eben kurze Zeit verweilte, erinnern sich Ihrer noch, und es gibt edle Seelen,

welche, wenn gleich der Heimath entrissen, doch ihrer Landsleute noch in hochherziger Weise gedenken. Haben Sie den Baron Heinrich Truchseß von Wetzhausen gekannt?" fragte der Major.

„Den habe ich gekannt," sagte Wolfmaier mit dem Ausdrucke der Verwunderung. Röschen wurde sichtlich verlegen.

„Im Auftrage dieses trefflichen Mannes komme ich zu Ihnen, er ist mein Wohlthäter geworden und will auch der Ihrige werden."

„Wie soll ich das verstehen, bester Herr?" fragte der Jäger.

„Ich werde Ihnen nachher mittheilen, wie ich mit dem Rittmeister zusammengekommen bin, der Ihre Verhältnisse kennt, wie ich sie kenne; jetzt also zur Sache, die mich hieher führt. Als ich mich von Baron Truchseß verabschiedete — es sind drei Monate her — übergab er mir eine Summe von sechshundert Gulden mit der Bestimmung, bei meiner Ankunft in der Heimath die eine Hälfte dieses Betrages meiner alten Base Gertrud zu übermachen."

„Ach, nicht wahr, der alten Gertrud in der Ohmgasse zu Fulda. Lebt sie noch?" fiel Röschen ein.

„Sie haben also die arme Wittwe gekannt; nun sie lebt nicht mehr, und dieß gerade änderte die Bestimmung des Rittmeisters; jene Summe fällt nach seinem ausdrücklichen Wunsche nun Ihnen zu."

Der Jäger und seine Frau saßen wie versteinert da; Wolfmaier sah bald den Major, bald wieder Röschen an; er wußte nicht, was er über diese Bot-

schaft sagen sollte; seine Ueberraschung ließ ihn keine Worte finden.

Der Offizier fuhr fort: „Ja, diese Summe ist fortan Ihr Eigenthum, und ich habe die Ueberzeugung, daß dieses Geschenk in Hände kommt, welche den besten Gebrauch davon zu machen wissen. Aber mehr noch! Rittmeister von Truchseß übergab mir außerdem für Sie noch die besondere Summe von dreihundert Gulden, so daß ich Ihnen also den Gesammtbetrag von sechshundert Gulden zu überbringen habe."

Bei diesen Worten erhob sich Major Remmert von seinem Sitze, holte ein Portefeuille aus der Rocktasche und entnahm demselben ein ansehnliches Häufchen von Kassenscheinen, dann schnallte er eine wohlgefüllte Geldkatze, die er um den Leib trug, ab, und legte sie auf den Tisch.

„Zählen Sie gefälligst nach, lieber Wolfmaier! Dieses Papiergeld wird 200 Gulden betragen, die Kremnitzer in dieser Geldkatze machen 400 Gulden," sagte Remmert, indem er auf das Geld auf dem Tische wies.

Wolfmaier war in diesem Augenblicke nicht im Stande nachzuzählen; er faßte die Hand des Offiziers und blickte stumm und sprachlos in Remmerts Auge, während Thränen des Dankes über seine gebräunten und durchfurchten Wangen rannten. Röschen schluchzte laut, sie blickte nach dem Kruzifixe an der Wand, selbst der Major konnte sich der Thränen nicht enthalten. Wolfmaier stürzte an die Brust des Offiziers und begann seinen Dankgefühlen Raum zu geben, aber lautes Weinen unterbrach seine Worte.

„Braucht der Worte nicht, ich verstehe Sie schon, lieber Landsmann; die Freude, den Auftrag des edlen Rittmeisters glücklich erfüllt zu haben, wiegt mir Alles auf, was Sie mir jetzt sagen würden.“ Remmert hatte Mühe gehabt, diese Worte vorzubringen.

Endlich sagte Röschen, die sich von dem Eindrucke dieser freudigen Ueberraschung etwas erholt hatte: „Lieber Herr Major, mein Mann ist zu sehr ergriffen, ich muß seine Stelle vertreten, um Ihnen für die Liebe zu danken, welche Sie uns erwiesen haben, indem Sie den Auftrag eines so edlen Mannes erfüllten, dem wir nicht anders lohnen können, als durch unser frommes Gebet, damit der Himmel dem Herrn von Truchseß vergelten möge, was er an uns gethan. Ja, Herr Major, es ist, als ob der Allmächtige seine Liebe und weise Fürsorge für die, so auf ihn vertrauen, uns durch Ihr Erscheinen hätte zeigen wollen. In demselben Augenblicke, wo Sie vor unserm Hause anlangten, sprach mein Mann davon, wie der Himmel uns vielleicht ganz unerwartet eine Hilfsquelle eröffnen werde, woraus wir die Mittel zur Erledigung von Verpflichtungen schöpfen könnten, die wir einzugehen gezwungen waren und die unser sonst so zufriedenes und stilles Leben durch die Erinnerung an ihre drückende Last manchmal trübten.“

Mit der größten Aufmerksamkeit hatte der Offizier die Worte Röschens angehört. „Das ist merkwürdig, in der That merkwürdig,“ sagte Remmert und rieb mit nachdenklicher Miene seine Stirne.

Wolfmaier hatte sich indessen etwas gesammelt; mit den freundlichsten Worten bat er den Major, sich wieder zu setzen; der Jäger erzählte nun seinem Landsmanne die Geschichte mit dem Darlehen und knüpfte hieran die Schilderung seiner ganzen Lebensschicksale. Röschen war unterdessen hinausgegangen, um in der Küche einige Erfrischungen für ihren Landsmann zu bereiten. Wäre sie im Zimmer gewesen, sie hätte das ganze Schuldbekenntniß ihres Mannes hören können, welches dieser mit einer Offenherzigkeit vor Remmert ablegte, daß Letzterer innig gerührt wurde; Röschen hätte aber auch hören können, welchen Einfluß sie auf Wolfmaier geübt habe und noch ausübe. Die Schilderung, welche Wolfmaier von seiner Gattin und ihrem ebenso geräuschlosen als segensreichen Leben und Wirken entwarf, war die Schilderung eines engelgleichen Weibes. Mit derselben Offenherzigkeit sprach der Jäger über die einstigen Beziehungen des Herrn von Truchseß zu seiner Gattin. „Ja, Herr Major, sie war seiner würdig und ich war dieses Weibes unwürdig; aber ohne sie wäre ich verloren gegangen,“ so schloß der Jäger seine Rede.

Röschen brachte die Erfrischungen herein. Sie breitete ein blendend weißes Tuch über den Tisch und stellte porzellanene Tassen darauf, die so sauber gespült waren, daß ihr noch zu erwartender Inhalt noch einmal so gut schmecken mußte. In einem irdenen Topfe von brauner Farbe brachte die geschickte Hausfrau heiße Milch, die sie durch Zusatz

von Eiern und Kandiszucker noch schmackhafter gemacht hatte: ein angenehm erwärmendes Getränk, das man in einigen Gegenden Deutschlands unter dem sonderbaren Namen „Hoppelpoppel“ kennt. Sie stellte Butter auf den Tisch, die so schön gelb war wie die Blüthe des Hahnenfußes, und eine Honigscheibe fügte sie hinzu, deren Anblick zum Genusse einladen mußte. Wolfmaier erhob sich von seinem Sitze und nahm einen Schlüssel von der Wand; unter höflichen Entschuldigungen verließ er für einen Augenblick seinen Gast; bald kam er wieder und brachte auf einem Teller eine Rauchwurst, die einzige, welche er noch in seiner Vorrathskammer hatte.

„Aber das geht nicht, Sie dürfen die Zurüstungen zu dem Imbisse nicht allein übernehmen, ich muß mich in die Geschäfte theilen,“ sagte lächelnd der Major und eilte zu dem Schlitten hinaus, dessen Bespannung in einem nahen Stadel einstweilen untergebracht war, während der Kutscher auf der Ofenbank eines ihm befreundeten Bauern in süßem Schlummer lag, aus dem ihn bald die Stimme der kleinen Agatha wecken sollte, damit der rüstige Pferdelenker in dem Hause des Jägers ebenfalls sich erquicke. Bald erschien der Major wieder und stellte wohlverpackte Flaschen Bordeaux auf den Tisch, sie hatten den weiten Weg von Nürnberg bis in diese Waldeinsamkeit mit zurückgelegt.

Unter traulichen Gesprächen nahm die kleine Gesellschaft das einfache Mahl ein, Remmert erzählte viel aus seinem Leben und schilderte ausführ-

lich sein merkwürdiges Zusammentreffen mit Herrn von Truchseß. Röschen und ihr Mann horchten mit gespannter Aufmerksamkeit diesen Erzählungen. Lange konnte der traute Kreis nicht vereinigt bleiben, die winterliche Sonne war hinter den Bergen untergegangen, es war hohe Zeit, daß der Major sich aufmachte, um das fünf Stunden weit entfernte Städtchen zu erreichen, in dem er über Nacht bleiben wollte. Wir wollen es unseren Lesern überlassen, sich das Scheiden des Majors aus der kleinen Wohnung Wolfmaiers auszumalen. Die Gefühle, welche den Jäger und seine Gattin beim Abschiede von ihrem Landsmanne bewegten, lassen sich besser denken als beschreiben.

X.

War ein schöner Tag im Herbste 1815. Auf der Straße, welche nach dem Landstädtchen führte, worin vor nun sechs Jahren Major Remmert übernachtet hatte, zog eine lange Reihe von Reitern hin. Es war die Mannschaft eines österreichischen Dragonerregiments, die aus dem zweiten Feldzuge in Frankreich nach ihren Standquartieren in Böhmen zurückkehrte und heute in das Städtchen einrückte, worin morgen Rasttag gehalten wurde. Die Soldaten waren lustig und guter Dinge, aus ihren Reihen tönte ein Reiterlied, wer konnte es hören und sich nicht freuen, wenn die Schlußstrophe klang:

„Wir haben halt unsern Kaiser,
Den Franz'l gar so lieb."

Langsam, fast nachlässig gingen die Pferde; man hatte Zeit, um das Quartier zu erreichen. Hie und da plauderten und scherzten einige Dragoner recht munter zusammen oder stellten mit mißtrauischem Blicke eine genaue Durchforschung ihrer Feldflasche an, ob dieselbe wirklich bis zum letzten Tropfen geleert sey. Jetzt blies der Trompeter Halt, die Spitze des Zuges war vor dem Stadtthore angelangt. Ernst und feierlich blickten die alten Steinbilder über dem Thore auf die Kriegerschaar in weißen Mänteln nieder, verschämt schaute des Thorwarts Töchterlein aus dem Fenster hinter mächtigen Eisenstäben. In streng militärischer Ordnung hielt das Regiment seinen Einzug, voran die Trompeter auf ihren weißen Rossen, sie bliesen ein munteres Stücklein, das alle Bewohner des Ortes auf die Straße oder wenigstens an die Fenster lockte. Der Wurzkrämer in der Hauptstraße nahm vor lauter Respekt seine Hausmütze ab, zeigte sein eben nicht geistvolles Gesicht im Fenster und lenkte die Aufmerksamkeit der Soldaten auf die merkwürdige Bildung seines Geruchsorganes, das Hügel und Vertiefungen deutlich unterscheiden ließ. „Das ist gewiß der Herr Oberst," flüsterten die Nachbarn einander zu, auf den stattlichen Mann deutend, welcher an der Spitze des Regimentes ritt und dessen Brust der Maria-Theresienorden schmückte;" ein ernster Herr mit festgeschlossenen Lippen und straffer Haltung

und dabei doch ein gewisser Zug von Herzensgüte im Gesichte.“ Der mag weder Furcht noch Tadel kennen, dachte Mancher bei sich, der den Obersten sah.

„Aber seht mal das schmucke Herrle; nein, der läuft Allen den Rang ab,“ hieß es jetzt in der Menge, als die zweite Schwadron des Regimentes kam, deren erster Zug von einem jungen Offizier geführt wurde, welcher einen prächtigen stahlgrauen Hengst ritt. Das Thier schien zu wissen, wen es trug, so edel war sein Gang, so freudig sein Wiehern, wenn es einmal das stolze Haupt erhob und die Nüstern weit öffnete, wenn es zu courbettiren anfing, was sein Herr aber hinderte, denn es mußte streng militärischer Schritt gehalten werden. Dieser Reiter war in der That eine schöne jugendliche Gestalt, sein Wesen hatte etwas Gesetztes, ohne im mindesten frühalt oder finster zu erscheinen, alle Bewegungen des jungen Mannes waren leicht und gefällig, mit einem Worte, es war ein echter Kavalier. Wie er mit so viel Anstand die ritterliche Sitte zu wahren wußte und vor jeder Dame am Fenster seinen Säbel niedersenkte, mochte es nun eine junge schöne Maid seyn oder eine Matrone mit verwitterten Zügen. Selbst die Spitalvögtin war von dem schmucken Offizier gegrüßt worden, was ihr von manchem Mägdlein vergönnt wurde, denn jene Dame hatte im ganzen Städtchen die giftigste Zunge, und in ihrer allwöchentlich stattfindenden Kaffeegesellschaft wurde strenges Sittengericht über die ge-

sammte Einwohnerschaft gehalten. Auf dem Markte machte das Regiment Halt, die Quartierbillete wurden vertheilt; man mußte den ersten Rathsschöffen, Herrn Melchior Hasenbrädl, sehen, welcher die zur Zeit erledigte Bürgermeisterstelle versah und jetzt mit Vertheilung der Mannschaft in ihre Quartiere beschäftigt war; wie der kleine Mann in dem langen zimmetbraunen Rocke zwischen den Soldaten und Pferden geschäftig umhersprang, einem Kreisel gleich, den ein Knabe mit seiner Peitsche treibt.

„Aber, Herr Butzengeiger, was haben Sie denn gemacht, Sie haben ja den Herrn Regimentsdoktor dem Wurzkrämer zugeschrieben; wissen's denn nicht, daß er zum Stachelwirth will, was er extra bestellt hat!" rief der geschäftige Mann dem Stadtschreiber zu, der in vollem Laufe vom Rathhause gerannt kam und wie zum Zeichen seiner Würde die Feder hinter dem rechten Ohre sitzen gelassen hatte, während sein Kinn zur Hälfte in eine hohe, steife Kravatte versunken war, die man nichts weniger als modern nennen konnte. Der Stadtschreiber bat den mit den Rathsschöffen plaudernden Doktor viel hundert Mal um Verzeihung und änderte auf der Straße das Billet, indem er sich seines Kniees als Schreibtisch bediente. Beifällig nickte der Doktor zu dieser Veränderung seines Quartiers, und sein Gesicht, das eine etwas unnatürliche, in Blau schillernde Röthe zeigte, heiterte sich auf, als er den Namen des Stachelwirthes las.

„Der Herr Oberst und sein Herr Adjutant kommen

nebst zwei Burschen zum Herrn Stadtpfarrer; bitte mir die Gnade aus, die Herren selbst in ihr Quartier führen zu dürfen," sagte der Rathsschöffe zu dem Obersten, und schritt mit wichtiger Miene, den Hut in der Hand, vor den Offizieren her nach ihrem Quartiere, während ein alter Wachtmeister Herrn Hafenbrädl eben einen „Malefizhund" zudachte, weil die Billete, welche der alte Krieger unter seiner Mannschaft vertheilen mußte, so unleserlich geschrieben waren, daß man weder die Hausnummer, noch den Namen des Quartierträgers lesen konnte. Die Mannschaft zerstreute sich in ihre Quartiere, nachdem den Soldaten wiederholt eingeschärft worden war, daß um drei Uhr der „Verles" stattfinde.

Noch immer harrte die Spitalvögtin am Fenster ihrer Wohnung mit größter Ungeduld auf die Ankunft ihrer Einquartirung. Die ehrgeizige Frau war fest überzeugt, daß ihr Haus heute einen Offizier bewirthen dürfe. Nachdem sie lange gewartet hatte, sah sie endlich einen Reiter langsam die Straße herabkommen, der zwei müde Pferde am Zügel führte. Das Aeußere des Reiters verrieth gerade nicht, daß er ein Liebling der Grazien sey, und sein auffallend starker Schnurr- und Knebelbart erhöhete das mürrische Aussehen dieses Mannes noch, der in nicht sehr freundlichem Tone der Frau Vögtin zurief: „Sie bekommen einen Offizierburschen und zwei Pferde ins Quartier!" worauf die Angeredete mit Heftigkeit das Fenster zuschlug.

Wir folgen dem Obersten in sein Quartier, das

sich am einen Ende der Stadt befand, wo die Stadtpfarrkirche, ein stattlicher Bau mit einem hohen, spitzauslaufenden Thurme, sich erhob. Die Glocke des Thurmes läutete eben in feierlichem Tone zum Angelus, und die Kirchenuhr schlug die zwölfte Stunde. Neben der Kirche lag das Pfarrhaus, einige hohe Ulmen beschatteten den Platz vor demselben, ihre Blätter fingen gelb zu werden an. Die Pfarrwohnung hatte ein still freundliches Aussehen, und wer ihren zeitigen Inhaber vor der Thüre stehen und so freundlich lächeln sah, wie es eben der Fall war, der mochte denken, daß dieses ein gastfreundliches Haus sey. Auch unser Oberst faßte dieß günstige Vorurtheil; es wurde bei ihm noch bestärkt, als ihn der freundliche Pfarrherr über die Hausflur nach dem Wohnzimmer führte, denn aus der im Hintergrunde liegenden Küche drang ein so angenehm würziger Duft hervor und verbreitete sich über die ganze Hausflur, daß ein sehr Erschöpfter und Ermatteter durch diesen Duft allein schon aufgerichtet worden wäre. Diesem Umstande ganz entsprechend zeigte sich das Innere des pfarrherrlichen Wohnzimmers, worin der Tisch bereits gedeckt war, an welchem der Oberst und sein Adjutant gemeinsam mit ihrem gastfreundlichen Wirthe und dessen Kaplane das Mittagsmahl einnehmen sollten. — Wir wollen diese Herren in ihrer nunmehrigen Thätigkeit ungestört lassen, auch ihren Tischgesprächen, die sich meist um freundliche und unfreundliche Quartiere und Quartierträger drehten, nicht lauschen, sondern lieber — selbst auf die

Gefahr hin, daß mancher Kritikus auf dürrer Heide uns darob zürnen sollte — einen kleinen Exkurs über die Gastfreundschaft halten, welcher vielleicht den Beifall eines oder des anderen unserer Leser finden dürfte.

Die Tugend der Gastfreundschaft ist seltener geworden, unsere Vorfahren hielten sie mehr in Ehren als wir. Die Selbstsucht — ein Hauptübel unserer Zeit — hat die Gastfreundschaft, wenn nicht verdrängt, doch etwas zurückgescheucht. Aber selbst da, wo man diese edle Tugend noch findet, besteht immer ein großer Unterschied in der Art und Weise, wie sie geübt wird. Es kann eine Gastfreundschaft geben, welche das Herz erwärmt, und eine andere, die es kalt läßt wie Eis, die nichts weniger als Tugend ist, sondern eitler Schein, dahinter der schnödeste Ehrgeiz versteckt liegt. Jene fahrenden Schüler, welche noch im vorigen Jahrhundert, ein Ränzel auf dem Rücken und das Schulzeugniß in der Tasche, im Herbste hinausschwärmten und an die Pforten der Stifter und Klöster klopften, sie wußten, was Gastfreundschaft war und wo sie am meisten gepflegt wurde. Noch stehen hie und da die stattlichen Gebäude einer ehemaligen Prälatur, noch findet man zuweilen in diesen verlassenen Räumen einen hellen freundlichen Saal, auf dessen Decken Fresken gemalt sind, die ihrem Meister Ehre machen, dessen Fenster Scheiben aufweisen, worauf gemüthliche Sprüche eingegraben sind. In diesen Sälen übte ein Mann sein Amt, der heutzutage eine fast ganz

unbekannte Erscheinung geworden ist, den man nirgends mehr findet, als in den wenigen Häusern geistlicher Genossenschaften, welche das schöne Oesterreich noch bewahrt: es war der „Gastmeister" des Stiftes. Wie lieblich und erquickend klingt dieser Name, den wir hiermit Vielen vielleicht wieder ins Gedächtniß zurückrufen, bei dessen Nennung sich der Eine oder der Andere eines freundlichen Mönches erinnert, der ihm in seiner Jugend so manche frohe Stunden bereitet hat oder dem er vor wenig Jahren auf einer Donaufahrt in Kloster Neuburg oder in Göttweih dem Stift „zum klingenden Pfennig" begegnet ist. In der Nähe dieses Mannes fühlte man sich so wohl, so heimisch, man stellte vielleicht einen Vergleich an zwischen den Gefühlen, welche uns in einer glänzenden Theegesellschaft Norddeutschlands beschlichen, und denen, welche uns in dem Speisesaale eines Hauses überkamen, dessen eigentliche Bestimmung so ernst und heilig ist. Jene ersteren Gefühle waren unheimlich, frostig wie der Nebel, welcher über dem Torfmoore schwebt. Die Frau des Hauses, welche uns in glänzender Toilette den Thee servirte, die mit unnachahmlicher Grazie unser Krystallglas mit Ananaspunsch füllte, hat in unserer Erinnerung lange nicht das freundliche Andenken, welches wir jenem einfachen Ordensmann in schwarzem Gewande bewahren. In jenen glänzenden Salons, die auf das Sorgfältigste durchwärmt und von den Wohlgerüchen beider Indien durchströmt waren, von jenen Büffets mit Trinkgeschirr von Gold und Silber,

mit Weinen aus allen Ländern und den besten Jahrgängen hat es uns vielleicht gefroren, und in dem einfach freundlichen Klostersaale, bei jenem Gastmeister, der sein Bedauern aussprach, daß er uns nichts vorsetzen könne als kalte Küche und einfachen Landwein, fanden wir uns so heimisch, so vergnügt, daß wir hätten sagen mögen: „Hier ist gut seyn, hier laßt uns Hütten bauen.“ Worin liegt der Grund dieser Erscheinung? Nun — die Gastfreundschaft, welche uns so wohl that und unser Herz erquickte, hatte ihren Grund in der christlichen Liebe, und jene, die uns kalt ließ, eisig kalt, sie ging nur zu häufig aus der Selbstsucht und Eitelkeit hervor. Mit der Abnahme der christlichen Nächstenliebe ist auch jene edle Gastfreundschaft mehr oder weniger verschwunden; glücklich jene Länder, wo man sie noch kennt und übt, glücklich jene Menschen, welche den falschen Schein derselben, die Gastfreundschaft aus unlauteren Motiven, noch nicht kennen gelernt haben.

Wir kehren von unserer Abschweifung zurück und finden den Pfarrherrn und seinen Gast nach beendigter Mahlzeit noch in traulichem Gespräche beisammen sitzen, während der Adjutant bereits weggegangen war. Auch der Kaplan stand im Begriffe, sich zu entfernen; er machte eine ebenso freundliche als respektvolle Verbeugung gegen die beiden Herren und sagte: „Herr Stadtpfarrer, ich wollte noch einmal in gefällige Erinnerung bringen, daß morgen der Jahrstag für die verstorbene Jägerswittwe Wolfmaier zu halten ist.“

„Es ist gut, Herr Kaplan, daß Sie mich daran erinnern, ich hätte es sonst beinahe vergessen,“ erwiederte der Pfarrer.

Der Oberst sah mit einem forschenden Blicke seinen Wirth an. „Wer war diese Wittwe?“ fragte er hastig.

„Es ist, gnädiger Herr, anitzo gerade ein Jahr, da starb hier die Wittwe des herrschaftlichen Jägers Sebastian Wolfmaier und hinterließ zwar kein Vermögen, aber zwei Waisen; ein Mädchen von achtzehn und einen Sohn von vierzehn Jahren. Diese Frau war eine so verehrungswürdige Erscheinung, wie mir selten noch eine im Leben vorgekommen ist. Ich bin nun bald vierzig Jahre in der Seelsorge thätig und habe doch schon manche fromme Seele gekannt, aber keine wie die Wolfmaierin. Tiefe Frömmigkeit und die thätigste Nächstenliebe waren in dieser Frau vereinigt und ließen sie, wie man wohl zu sagen pflegt, als einen Engel in Menschengestalt erscheinen. Die Jägerswittwe besaß, wie ich schon bemerkt habe, kein Vermögen; sie lebte von einer kleinen Pension, welche ihr die Herrschaft, bei der ihr Mann zuletzt Förster war, ausgesetzt hatte, und die häufig durch ein außerordentliches Gnadengeschenk noch vermehrt wurde, weil die Wolfmaierin einer solchen Wohlthat in hohem Grade würdig war. Dieser, wenn auch nicht dürftigen, doch beschränkten Vermögensverhältnisse ungeachtet haben die Kranken und Armen meiner Pfarrei in der verstorbenen Wittwe ihre größte Wohlthäterin verloren. Sie war eine

barmherzige Schwester, ohne daß sie ein Ordenskleid trug, sie pflegte meine armen Kranken und tröstete unzählige Betrübte. Hoch und Niedrig erholte sich Rathes bei dieser einfachen Frau, in allen Ständen genoß sie die größte Achtung. Die Wolfmaierin gehörte, wie ihr Mann, der Geburt nach dem Auslande an, das Fuldaer Land war ihre eigentliche Heimath. Der Jäger soll, wie mir erzählt worden ist, in seiner Jugend ein sehr wüster Bursche gewesen seyn und seiner herzensguten Frau in den ersten Jahren ihrer Ehe Betrübniß genug, aber wenig Freude verursacht haben. Leichtsinn und besonders ein gewisses rechthaberisches Wesen brachte diesen Mann zweimal um sein Brod; er konnte sich mit seinen früheren Vorgesetzten nicht vertragen und kam vor acht Jahren zu einer Herrschaft, die fünf Stunden von hier Güter und ausgedehnte Waldungen besitzt, in Dienst. Das Beispiel seines tugendhaften Weibes, die außerordentliche Liebe und Sorgfalt, womit ihn seine treue Gattin in einer langwierigen Krankheit pflegte, änderte Wolfmaiers Sinn. Der einst so jähzornige und heftige Mann wurde sanft wie ein Lamm; der früher wüste, dem Spiele und Trunke ergebene Jäger wurde der nüchternste und sparsamste Hausvater. Wolfmaier, der in seiner Jugend ungläubig gewesen war, lebte und starb als frommer Christ. Ich habe diese Mittheilungen aus dem Munde eines mir befreundeten Pfarrers, zu dessen Pfarrkindern der verlebte Jäger gehörte. Mein Freund sagte mir oft, daß die Wolfmaier'sche Familie seiner

Pfarrgemeinde wahrhaft zur Erbauung diene. Nach dem Tode ihres Mannes siedelte die Wittwe mit ihren Kindern in unser Städtchen über und lebte der Erziehung ihrer Kinder, den Uebungen der Andacht und den Werken der Barmherzigkeit, die sie freilich in so hohem Grade nicht hätte ausüben können, wenn sie nicht immer gute Leute gefunden hätte, deren mildthätiger Sinn ihrem frommen Eifer zu Hilfe kam. Sehen Sie, Herr Oberst, dort auf dem Friedhofe neben der Pfarrkirche sieht man einen Grabstein zwischen den hölzernen Kreuzen, er bezeichnet das Grab der Jägersfrau. Mehrere Familien, bei denen sie in besonderer Verehrung stand, haben ihr dieß Denkmal setzen lassen, und fast täglich, besonders aber an Sonntagen, sieht man Leute, zumal Arme, jenes Grab besuchen und für die ewige Ruhe ihrer verstorbenen Wohlthäterin beten."

Der Geistliche war aufgestanden und an das Fenster getreten, um dem Obersten den Grabstein, der vom nahen Kirchhofe herüberschimmerte, zu zeigen. Der Oberst erhob sich nicht von seinem Sitze, sein Gemüth schien auf das Heftigste bewegt zu seyn; der Pfarrer gewahrte, wie eine Thräne nach der andern über das Gesicht des Mannes rollte, der sonst gerade nicht thränenreich aussah.

Was ist Ihnen, gnädiger Herr, Sie scheinen sehr ergriffen zu seyn; haben Sie vielleicht die Verstorbene gekannt?" fragte der Pfarrer.

„Ich habe Sie nur zu wohl gekannt und zu

schätzen gewußt," erwiederte, seinen Schmerz bekämpfend, der Oberst.

„Da sind Euer Gnaden am Ende der kaiserliche Offizier, welcher einmal der Wolfmaier'schen Familie, als sie in sehr beschränkten Verhältnissen lebte, eine bedeutende Summe zur Unterstützung gesendet haben soll. Ich erinnere mich, einmal so etwas gehört zu haben."

„Der bin ich; ich würde es nicht gesagt haben, wenn Euer Hochwürden diesen Umstand nicht erwähnt hätten. Aber wo sind die Kinder der Verstorbenen? Folgen sie dem Beispiele ihrer trefflichen Mutter?"

„Sie sind ihrer Mutter durchaus würdig und machen ihrer Erziehung alle Ehre. Ich habe kein frömmeres und gebildeteres Mädchen in meiner Pfarrei als Agatha Wolfmaier. Das Mädchen ist in weiblichen Arbeiten überaus geschickt, es hat eine wunderschöne Singstimme und spielt trefflich Klavier; es war in der Schule stets die beste Schülerin und hat aus eigenem Antrieb die französische Sprache erlernt, worin es bei den hiesigen Beamtenfamilien Unterricht ertheilt. Ihr Vater hatte ihr einigen Unterricht im Zeichnen gegeben, Agatha hat sich in dieser Kunst weiter ausgebildet und unterrichtet nun selbst darin. Das Mädchen wohnt bei einer sehr ehrbaren Bürgersfamilie hiesiger Stadt; die Herrschaft, bei der Agatha's Vater Jäger war, zahlt die Verpflegungskosten. Ich glaube, daß dieses Mädchen als Erzieherin in einer vornehmen Familie sehr geschätzt seyn würde. Aber schau, schau! da kommt ja gerade die gute Agatha

her, sie hat gewiß das Grab ihrer Mutter besucht."

„Rufen Sie das Mädchen doch einmal herein," bat der Oberst. Gerne willfahrte der Pfarrherr diesem Wunsche.

Agatha trat in das Zimmer und verneigte sich freundlich vor den beiden Herren. Das Gesicht des Obersten nahm den Ausdruck der größten Ueberraschung, des Staunens an. „Das ist das Ebenbild ihrer Mutter, dieselben schönen Züge voll Sanftmuth und Züchtigkeit, dasselbe blühende Roth der Wangen, dasselbe sanfte Auge: das ist Rosa Wolfmaier in ihrer Tochter," flüsterte der Offizier dem Pfarrer zu.

„Haben Sie, liebes Kind, vielleicht einmal den Namen eines österreichischen Offiziers von Truchseß nennen hören?" fragte der Oberst das Mädchen.

„Gewiß Herr von Truchseß unser Wohlthäter; ich schließe ihn noch immer in mein Gebet ein. Kennen Euer Gnaden vielleicht denselben?"

„Er steht vor Ihnen, Agatha!" sagte mit bewegter Stimme der Oberst.

„Welch eine Ehre, welch ein Glück für mich, gnädiger Herr, den Mann zu sehen, von dem meine Eltern fast täglich sprachen, für den wir jeden Morgen und jeden Abend beteten," sagte Agatha mit bewegter Stimme und küßte ehrerbietig dem Obersten die Hand.

„Dieß zu hören freut mich; vielleicht verdanke ich diesem frommen Gebete die Erhaltung meines Lebens in so vielen Gefahren. Sie haben noch einen Bruder, Agatha?"

„Ja wohl, er ist als Lehrling bei einem Schlosser.“

„Würde mir lieb seyn, wenn ich Ihren Bruder ebenfalls sehen und sprechen könnte. Ist es wohl möglich, daß Sie nebst Ihrem Bruder gegen Abend in dieß mein freundliches Quartier kommen können?“

„Wenn Sie es wünschen, Herr von Truchseß, werde ich mit meinem Bruder Christian gegen sechs Uhr im Pfarrhofe erscheinen.“

„Um sieben Uhr, meine gute Agatha; ich habe noch einige Angelegenheiten zu ordnen und auch mehrere Besuche im Städtchen zu machen, aber um diese Stunde bin ich aller Geschäfte los und ledig.“

„Und würden mir der Herr Oberst erlauben, daß ich die beiden braven Kinder, die mein besonderes Wohlwollen besitzen, zum Abendtische einlade?“ fragte der Pfarrer.

„Das würde mir zu besonderem Vergnügen gereichen; dann hätte ich auch Gelegenheit, mit den Waisen einer mir unvergeßlichen Landsmännin mich noch länger unterhalten zu können,“ entgegnete Herr von Truchseß.

Agatha nahm unter vielem Danke die Einladung an und verabschiedete sich, ihre Freude für die ihr gewordene Ehre dem Obersten wiederholt ausdrückend.

An dem einen Ende des Städtchens, nahe dem Thore, lag das Gasthaus zum „blauen Hecht“; es stritt sich mit jenem zum „grauen Wolf“ in der Hauptstraße um den Vorrang. Manche Reisende

meinten, was die Bezahlung betreffe, so wäre zu wünschen, daß die Namen jener beiden Gasthäuser in wohlklingendere sich verwandelten, denn die billige Rechnung und die freundliche Bedienung, welche man in beiden Wirthschaften finde, entspreche doch nicht den Namen der reißenden Thiere auf ihrem Schilde, und man könne von den Besitzern beider Gasthöfe nicht sagen, was von andern wohl schon gesagt worden ist, daß nämlich der Geist habsüchtiger Raubritter jetzt in der friedsamen Gestalt eines wohlbeleibten Wirthes erscheine.

Der blaue Hecht hatte auch seinen Antheil an der heutigen Einquartirung erhalten, ein Oberlieutenant und acht Dragoner lagen dort im Quartier und waren mit demselben recht wohl zufrieden. Der Herbstabend mit seiner feierlichen, etwas unheimlichen Stille begann sich über das Städtchen zu breiten, in dessen Straßen und Häuser die fremden Gäste in weißen Uniformen mit kornblumenblauen Aufschlägen eine sonst nicht gewohnte Lebendigkeit brachten.

In dem geräumigen Hofe unseres Gasthauses war diese Lebendigkeit besonders wahrzunehmen. Dragoner gingen durch das Hofthor aus und ein, Wasser für ihre Pferde herbeitragend; andere waren im Hofe mit Putzen ihres Lederzeuges und ihrer Waffen beschäftigt; einige Reiter waren im Stalle und fütterten ihre Pferde, aus der offenen Thüre des Stalles schallte manch derber Kraftausdruck in deutscher oder böhmischer Sprache. An dem steinernen Thorpfeiler des Hauses lehnte nachlässig ein Dragoner, der ein

ebenso biederer als lustiger Geselle zu seyn schien. Die Pfeife dieses Reiters war im vollen Gange; der Tabak, welchen er rauchte, schien der Löhnung des Soldaten nicht zu entsprechen, sondern ein Geschenk zu seyn. Der muntere Krieger war sehr gesprächig; bald plauderte er mit seinen Kameraden, bald unterhielt er sich mit der Frau Wirthin und versicherte seiner Quartierträgerin, die Mancher eher für eine Vogelscheuche als für ein Modell der Schönheit halten konnte, daß er in dem ganzen Feldzuge keine Frau von ihrem Alter gesehen, welche ihre Schönheit so vollkommen erhalten habe, worauf die Wirthin ein „Gehen's, Sie Loser!" in einem Tone hinwarf, der ein Schwanken zwischen Glauben und Zweifel verrieth.

Die Straße herab kam mit langsamen Schritten ein Offiziersbursche, derselbe mürrische Kauz, den wir schon heute morgen kennen gelernt haben und dessen Gesicht jetzt noch unfreundlicher war.

„Nun, Wenzel, Du machst ja ein Gesicht wie acht Tage Regenwetter, hast Du kein gutes Quartier?" rief der lustige Dragoner dem Offiziersburschen zu.

„So ein schlechtes hab' ich lange nicht gehabt; wollte nur, der Bürgermeister und der Stadtschreiber müßten einmal acht Tage lang darin liegen und sich mit der Kost begnügen, die mir heute Mittag vorgesetzt worden ist."

„Bei wem bist Du einquartirt?"

„Bei der Spitalvögtin, so stand auf meinem Billet; es ist eine alte Hexe in der Hauptstraße des Städtchens. Die Frau scheint sich nichts Schlechtes

einzubilden, war so unverschämt und sagte mir geradezu in's Gesicht: „Sie habe einen Offizier erwartet und nicht einen Burschen.“ Ein Essen hat mir die Vögtin heute Mittag vorgesetzt, na, ich sage Dir, Johann, meine Wirthin muß glauben, ich wäre so genügsam wie ein Hänfling. Ich wette darauf, es waren keine zehn Linsen aus der Suppe zu fischen, die mir als Linsensuppe vorgestellt wurde. Und ein eingemacht's Kalbfleisch hat mir das Dienstmädel nachher gebracht, das mochte schon etliche Jahre eingemacht seyn, so sauer war sein Geruch. Ich hab' es stehen lassen und bin vor lauter Verdruß weggegangen. Meine Hauswirthin kann froh seyn, daß sie einen so gutmüthigen Kerl wie mich im Quartier hat; wenn der Scherwitzky dort läge oder der rothe Friedel, die hätten sicher der Frau Spitalvögtin gelehrt, was einem kaiserlichen Soldaten gehöre. Ich such' halt immer den Frieden zu bewahren,“ sagte mit wehmüthigem Gesichte der Offiziersbursche.

„Weißt was, heute Abend speisest Du mit uns. Unserer Frau Wirthin kommt es nicht darauf an, ob ein Mann mehr oder weniger am Tische sitzt, und ich will ihr Dein Schicksal auseinandersetzen,“ entgegnete der Dragoner.

„Nehm's mit Dank an,“ bemerkte Wenzel und sein Gesicht heiterte sich etwas auf. Nach einer Weile sagte er: „Nicht wahr, Euer Lieutenant liegt hier im Quartier?“

„Ja wohl. Meinst Du vielleicht, ich ließe mir ein anderes Quartier anweisen als das, worin unser

Lieutenant liegt? Von dem geh' ich nicht hinweg, das wissen die Fouriere schon."

„Ist aber auch ein herrlicher Mann, der Lieutenant Maierhof, der und unser Herr Oberst sind die besten Offiziere im ganzen Regiment. Den Tabak, welchen Du eben rauchst, hat Dir der Herr Lieutenant auch wieder geschenkt, das rieche ich schon," sagte der Offiziersbursche.

„Freilich, brauch mir das ganze Jahr kein Blättle zu kaufen; dafür gehe ich aber auch für meinen Herrn durch's Feuer, und wenn ich manchmal aus Nachlässigkeit einen kleinen Fehler im Dienste mache und der Herr Baron rügt ihn nur leis, so schmerzt mich das mehr, als wenn mich der Rittmeister vor der ganzen Schwadron abkanzelt. In Frankreich hab' ich recht erfahren, was unser Lieutenant ein lieber Herr ist, streng im Dienste wie wenig Offiziere, aber dafür auch seinen Leuten von Herzen zugethan. Und wenn es zur Attaque bläst, dann ist es eine Lust, den jungen Herrn auf den Feind losfegen zu sehen. Er hat den Leopoldi nicht umsonst bekommen, hat ihn wohl verdient," erwiederte der Dragoner.

„Wie lange bedienst Du nun schon den Lieutenant?" fragte Wenzel.

„Seit zwei Jahren und hab' schon Manches mit ihm durchgemacht. Er hält aber auch ein großes Stück auf mich und schenkt mir volles Zutrauen. Gib Acht, da will ich Dir einmal eine Geschichte erzählen, woraus Du recht sehen kannst, was der

Baron für schöne Grundsätze hat. Darfst mir aber bei Leibe nichts ausplaudern.“

„Weißt Du nicht, daß ich reinen Mund halten kann? für eine Plaudertasch' hab ich doch niemals gegolten.“

„Nun also gut. Siehst Du, als wir in diesem Sommer mehrere Wochen lang im Elsaß auf den Dörfern in der Gegend von Hagenau lagen, da war unser Zug mit dem Lieutenant auf dem Gute eines adligen Herrn einquartirt. Der Lieutenant nebst sechs Mann, darunter ich, lag in dem Schlosse, die übrigen Leute in der zugehörigen Meierei. Der Gutsbesitzer war ein Freiherr von altem Adel und steinreich; er hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter von achtzehn Jahren, ein bildschönes Mädel, aber ein bischen viel eitel. Ich merkte wohl, daß der Freiherr unsern Lieutenant recht gut leiden mochte, das Fräulein aber schien ihn noch besser leiden zu können. Eines Tages hatte ich eine längere Unterredung mit dem Kammerdiener des Gutsherrn; er gab mir zu verstehen, wie es seinem Herrn gar lieb seyn würde, wenn der Baron Maierhof sein Schwiegersohn werde. Ich hörte den Kammerdiener ruhig an und dachte: Sprich Dich nur recht aus, ich will bei günstiger Gelegenheit dem Lieutenant schon Rapport abstatten und ihn auf den Fisch aufmerksam machen, den er hier fangen kann. Am andern Tage kam der General Wallmoden mit seinem ganzen Stabe und den Ordonnanzen auf das Schloß und übernachtete darin. Da ging es natürlich eng her; wer ein Stüble

hatte und eine Streu, worauf er sich legen konnte, durfte sich gratuliren. Unsere Dragoner wurden alle ausquartirt und mußten die Nacht in der Scheune des Pächters zubringen, der Lieutenant aber und ich wurden in einem Gartensaal im Erdgeschosse untergebracht; meinem Herrn war auf einer hölzernen Gartenbank ein Nachtlager bereitet, ich mußte mich mit einer Streu begnügen. An jenem Abend war ich sehr ermüdet und hatte mich schon früh niedergelegt, konnte aber nicht schlafen. Der Mond schien so hell durch das Fenster und erhellte den Saal, das Plätschern eines Springbrunnens verscheuchte den Schlaf. Kurz vor Mitternacht kam der Lieutenant; er war so lustig und aufgeräumt, wie ich ihn niemals gesehen hatte, pfeifend und singend trat er in das Zimmer. Ich dachte, die Gesellschaft an der Abendtafel muß recht vergnügt und der Wein nicht schlecht gewesen seyn. „Johann, schläfst Du schon?" rief der Baron, als er in das Zimmer trat. „Nein, gnädiger Herr!" antwortete ich und kroch aus meinem Wachtmantel hervor. „Stopfe mir eine Pfeife, ich will noch eine dampfen; die Nacht ist wunderschön und zum Schlafen noch Zeit genug." Alsbald gehorchte ich dem Befehle meines Herrn. Der Lieutenant legte sich in's Fenster, ließ sich seinen ungarischen Knaster recht gut schmecken und fing ein Gespräch mit mir an. Wir plauderten von dem und jenem; da erzählte ich dem Baron auch meine Unterredung mit dem Kammerdiener. Wie ich damit zu Ende war, sagte ich: „Nichts für ungut, gnädiger Herr,

aber wenn ich Ihnen offenherzig meine Meinung sagen dürfte, ich glaub', das Edelfräulein wäre so eine Parthie für Euer Gnaden; steinreich ist das Mädel und hat ein recht hübsches Gesicht." Was denkst Du, Wenzel, was der Baron darauf sagte?"

„Nun was denn, das bin ich neugierig zu hören."

„O lieber Johann," sagte der Lieutenant, „laß mich mit dem eitlen Ding in Ruh, das sind faule Fische! Ich möchte das Fräulein nicht geschenkt haben und wenn sie noch so reich wäre. Die ist zu Paris in einem Institut erzogen, oder richtiger verzogen worden, liest den ganzen Tag Romane und macht überspannte Gedichte, wie ich mein Lebtag nichts gehört habe. Sie hat mir neulich bei Tisch ein solches Gedicht vorgelesen; der Freiherr meinte Wunder was Gescheidtes daran wäre; ich dachte aber: Armer Mann, Du bist um Dein Kind nicht zu beneiden. Und hast Du nicht gesehen, wie das Fräulein die Dienstboten im Hause plagt und quält. Die alte Madelon ist ihre Erzieherin und wie peinigt Fräulein Athenaïde diese alte brave Person. Bald ist die Madelon zu lange in der Kirche geblieben, bald hat sie diese oder jene Lappalien dem Fräulein zu bringen vergessen; dann wird das zimperliche Ding so heftig und schilt, daß man es im ganzen Hause hört. Nein, Johannes, eine solche Frau kann ich nicht brauchen; lieber ein Mädchen ohne Geld, aber desto reicher an Herz und Gemüth zum Weibe genommen, als so eine Kokette mit einer halben Million Vermögen, einem

Kopf voll Hochmuth und einem Herzen voll Gift und Galle..."

Johann wurde in seiner Erzählung unterbrochen, der Oberst des Regiments erschien und fragte den Dragoner, ob Lieutenant Maierhof zu Hause sey.

„Zu Befehl, Herr Oberst! Der Herr Lieutenant befindet sich auf seinem Zimmer Nr. 3!" meldete mit soldatischem Anstande der Gefragte.

Der Oberst ging raschen und festen Schrittes die Treppe hinauf und klopfte an dem bezeichneten Zimmer an; auf das folgende „Herein!" trat er in das Zimmer, worin Lieutenant von Maierhof, mit dem Ordnen seiner Papiere beschäftigt, saß. Der Lieutenant erhob sich von seinem Sitze und begrüßte ehrerbietig seinen Vorgesetzten, der zugleich sein zweiter Vater war.

„Du wühlst wohl in Deinen Papieren, lieber Clemens?" sagte der Oberst.

„Ja wohl, es hat sich des Zeugs so viel angehäuft, daß einmal einige Ordnung hineingebracht werden muß. Da ist mir eben ein Blatt in die Hände gefallen, was mir in Nancy meine Quartiergeberin schenkte, in deren Hause Major Remmert eine Zeitlang gewohnt hatte. Es sind einige Zeilen von seiner Hand, ein Spruch aus der Nachfolge Christi des Thomas von Kempis: „Wie weise und glücklich ist der, welcher sich jetzt bestrebt, so zu leben, wie er im Tode erfunden zu werden wünscht. Buch 1, Kap. 23."

Unter der Schrift steht das Datum: „Nancy, 24. Februar 1812.“

„Das hat der Major kurz vor seinem Ausmarsche nach Rußland geschrieben. Es scheint, als wenn ihn Todesgedanken umschwebt hätten, und diese Zeilen geben Zeugniß, daß der Haudegen, der in seiner Jugend sich nicht viel aus dem Beten machte, in späteren Jahren sehr fromm geworden ist. Ich fand schon eine ähnliche Stimmung bei ihm, als ich ihn in der Gefangenschaft kennen lernte.“

„Nicht wahr, bei Borodino ist er geblieben?“ fragte der Lieutenant.

„Ja, in dieser mörderischen Schlacht; so hat mir wenigstens ein pensionirter französischer Offizier erzählt, der in einem Regimente mit Remmert gedient hatte und an jenem heißen Tage durch eine schwere Verwundung dienstunfähig geworden war. Nun, mein Landsmann möge in Frieden ruhen, er war ein braver Soldat und ein biederer Charakter. Nur Schade, daß Remmert unter den Welschen Dienste genommen hatte; er hätte einen braven Offizier für die kaiserliche Armee gegeben und wäre dann nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt worden, gegen seine deutschen Brüder zu dienen. Freut mich immer noch, daß mein Bruder Amand im Jahre 1804 seinen Abschied aus bayerischen Diensten nahm, sonst hätten ein Jahr später zwei Brüder einander gegenüber gestanden. Hoffentlich ist jetzt die Zeit vorbei, wo Bayern und Oesterreicher, die natürlichen Bundesgenossen, sich bekriegen, wo überhaupt Deutsche gegen Deutsche kämpfen.“

Der Oberst ging im Zimmer auf und nieder; man konnte ihm ansehen, daß er wegen einer wichtigen Angelegenheit gekommen war; es schien aber, als wenn es ihm etwas schwer werde, Mittheilung darüber zu machen, vielleicht bereitete er sich auch noch für die wichtigen Eröffnungen vor, die er seinem Pflegesohne Clemens von Maierhof machen wollte. Nach einer Weile nahm der Oberst auf dem Stuhle Platz, welchen ihm der junge Lieutenant angeboten hatte und sagte in väterlich liebevollem Tone zu Letzterem: „Clemens, Du dürftest schwerlich die Absicht meines Besuchs errathen.“

„Kann leicht seyn; aber Sie wissen, daß mir Ihr Besuch unter allen Umständen lieb und werth ist. Darf ich vielleicht eine angenehme Mittheilung erwarten?“

„Ob sie an und für sich Dir angenehm seyn wird, weiß ich nicht; aber vielleicht dürftest Du sie später als eine der angenehmsten Mittheilungen bezeichnen, welche Dir je gemacht worden sind, wenigstens war die Absicht dessen, der sie überbrachte, eine gute.“

„Ich weiß, daß Sie wie ein Vater für mein Wohl besorgt sind, und Ihnen zu folgen war immer meine Freude.“

„Nun, so folgest Du mir vielleicht heute auch, und ich bin überzeugt, Du wirst Deine Folgsamkeit nicht bereuen. Lieber Clemens, ich habe Dir aus meinem früheren Leben schon Manches erzählt, aber die eigentliche Veranlassung zu meiner militärischen

Laufbahn, den Grund, warum ich mein Lebensglück nicht mit einem Weibe getheilt, sondern ledig und allein in der Welt stehen blieb, kennst Du nicht. Siehe, als ich noch in meiner Heimath lebte, hatte ich die Tochter eines Försters, oder, wie man sie bei uns auch nannte, „Wildmeisters“ mir zur Gattin ausersehen. Zu dieser Wahl bestimmte mich nichts Anderes als die Tugenden, die trefflichen Eigenschaften, woran Röschen — so hieß jenes Mädchen — so reich war. Meine Eltern, im Besonderen aber meine Mutter war der Wahl meines Herzens entgegen; Röschens Vater, der Wildmeister von Haselstein, zweifelte an dem Ernste meines Vorhabens, fürchtete andererseits meinen Vater und begünstigte deshalb einen anderen Bewerber um die Hand seiner Tochter, den Forstwart Wolfmaier, welcher den Wildmeister vollständig zu täuschen und in seine Gunst sich einzuschleichen gewußt hatte. Es gelang mir, die Hindernisse, welche meine Eltern der Verbindung mit einem Mädchen bürgerlichen Standes entgegensetzten, zu beseitigen: ich erhielt die Einwilligung meiner Mutter. Es war zu spät! Ein unglückliches Verhängniß, eine unfreiwillige Versäumniß meines besten Jugendfreundes waren Schuld, daß Röschen, die mich liebte und mit Freuden mein Lebensglück getheilt hätte, die Braut Wolfmaiers wurde und mir nichts übrig blieb, als der Schmerz um ihren Verlust, ein Schmerz, der mich aus der Heimath und zu den kaiserlichen Fahnen führte. Die Zuneigung zu jenem Engel mußte in mir ersterben,

seitdem Röschen einem Andern vor dem Altare Treue gelobt hatte und ich auf ihre Hand keine Ansprüche mehr machen konnte; aber die Verehrung gegen die hohen Tugenden dieser edlen Seele, die Achtung, welche mir ihr ganzes Wesen eingeflößt hatte, blieb in meinem Herzen zurück, und mit Schmerz vernahm ich später das traurige Verhältniß Röschens zu einem Manne, der seine treffliche Gattin nicht zu schätzen wußte. Doch ist Wolfmaier endlich zu einer bessern Einsicht gelangt, und sein späteres Leben war, wie ich hier zu meiner größten Freude erfahren habe, ganz das Gegentheil von seinem jugendlichen, und gewährte seinem edlen Weibe unendlich viel Trost und Zufriedenheit. Der Gedanke, daß ich nie eine Gattin finden würde, in der alle Vorzüge des Geistes und Herzens so vereinigt seyen wie in Röschen, war in mir so fest gewurzelt, daß ich niemals mich entschließen konnte, einer Andern meine Hand zu reichen, daß ich nie wieder eine Zuneigung zu einem Weibe gefaßt habe. Rein und vorwurfsfrei habe ich meinen ehelosen Stand bewahrt, mitten unter häufigen Verlockungen eines bewegten Kriegslebens habe ich, ohne mich sonst in irgend einen Vergleich mit diesem großen Feldherrn stellen zu wollen, das Beispiel Tilly's befolgt, der sich rühmte, nie ein Weib berührt zu haben. Ich sollte die, welche ich einst liebte, nie wiedersehen; aber hier in diesem abgelegenen Städtchen sollte ich ihr Grab finden, und an ihrem Grabe sollte ich ihrem Ebenbilde begegnen — — in ihrer Tochter Agatha.

Ich habe manche Aehnlichkeit zwischen Kindern und Eltern schon gefunden, aber eine größere als die zwischen der verlebten Wolfmaier und ihrer hinterlassenen Tochter noch nicht. Wie die ganze äußere Erscheinung dieses Mädchens die Erinnerung an ihre Mutter in mir wieder hervorrief, wie ich in Agatha Röschen wieder zu sehen glaubte, so soll auch, wie mein freundlicher Quartiergeber, der Stadtpfarrer, erzählte, die ganze Denk- und Handlungsweise Agatha's den trefflichen Lehren ihrer Mutter, dem edlen Vorbilde, was sie an dieser hatte, entsprechen. Du kannst Dir denken, lieber Clemens, wie freudig mich diese Begegnung berührt hat. Im Nachdenken darüber ist ein Gedanke in mir aufgetaucht, der mich zu Dir führt, Clemens. Ich weiß, daß Du nach der Rückkehr in die Heimath den Militärdienst verlassen, und von Deinem Vermögen, was durch eine treue Verwaltung zu einem recht ansehnlichen Bestande herangewachsen ist, Dir ein Landgut kaufen willst, um in den Umgebungen der freien Natur Dich friedlicheren Beschäftigungen zu widmen als bisher. Du wirst Dein ländliches Stillleben theilen mit einem Weibe Deiner Wahl; Reichthum und vornehme Abkunft werden, so weit ich Deine Gesinnung kenne, einen weit geringeren Einfluß bei dieser Wahl ausüben, als das Herz und der Geist Deiner zukünftigen Gattin. Eine fromme, tugendhafte Seele, ein stilles, inniges Gemüth mit dem Sinn für häusliche Tugend wird Dir lieber seyn als ein altadeliges

Geschlecht, glänzende Bildung und eine reiche Mitgift . . . .“

„Lieber Herr Oberst, ich errathe, was Sie sagen wollen. Niemand weiß Ihren Rath besser zu schätzen, Niemand erfüllt lieber den geringsten Ihrer Wünsche als ich, der zu unendlicher Dankbarkeit gegen Sie, meinen zweiten Vater und Erzieher, verpflichtet ist. Könnte ich diese Agatha sehen und sprechen?“ fragte Baron Maierhof.

„Heute noch. Mein Quartiergeber hatte die Aufmerksamkeit gegen mich, die beiden Kinder der verlebten Wittwe auf heute Abend zum Essen einzuladen; dieselbe Einladung soll ich Dir überbringen. Der Pfarrer kennt Dein Verhältniß zu mir und wird sich freuen, Dich an seinem Tische zu sehen.“

„Diese Abendmahlzeit könnte am Ende ein Verlobungsfest werden,“ entgegnete lächelnd Baron Maierhof.

„Leicht möglich, und würde mich das sehr erfreuen,“ sagte Oberst von Truchseß, und strich mit ganz vergnügtem Gesichte seinen stattlichen Schnurrbart.

Einige Stunden seitwärts des berühmten Wallfahrtsortes Mariazell in Steyermark lag eine höchst anmuthige Besitzung, die besonders gegen Ausgang der Zwanziger Jahre der Zielpunkt vieler Reisender

war. Rebgelände und Gärten umschlossen ein stattliches Landhaus, von dessen Fenstern aus man die reizendste Aussicht über die so viele Abwechslung darbietende Gebirgslandschaft hatte. Die Anlagen um das Haus verliefen sich allmählig in einen natürlichen Park, dem Weißtannen und Zirbelnußkiefern ein stillfeierliches Aussehen gaben. In dem Dunkel der Bäume versteckt lag eine kleine Kapelle; sie war neu und im reinsten altdeutschen Style erbaut. Wenn die Kapelle geöffnet war, sah man häufig eine Frau aus den höheren Ständen darin knieen und beten. Einige Male im Jahre wurde in dem Kirchlein auch Messe gelesen; es war immer eine Todtenmesse, von denen eine am 7. September, dem Jahrestage der Schlacht von Borodino, gehalten wurde. Die Frau, welche wir eben erwähnt haben, schien in der ganzen Gegend große Achtung zu genießen, obgleich ihre Heimath nicht die schöne Steyermark war, sondern das „Reich“. Man konnte an dem Benehmen aller Leute, welche dieser Dame in der Umgebung des Landgutes begegneten, sehen, welch große Verehrung sie genoß. Die Kinder kamen von weitem gelaufen, um ihre Hand küssen zu dürfen; betagte Greise und alte Mütterchen blieben stehen, wenn sie die „Schloßfrau“ kommen sahen und machten eine tiefe Verbeugung vor derselben. Diese Liebe und Verehrung schien auch auf den Gemahl dieses edlen Weibes überzugehen und Letzterer jener Auszeichnungen in hohem Grade würdig zu seyn. Ein Fest für die ganze Gegend war der Tag,

an welchem das so viele Achtung genießende Ehepaar den Jahrestag seiner Vermählung feierte. Dann konnte man ganze Züge ärmlich aber reinlich gekleideter Leute nach dem Landhause ziehen sehen, um der Gutsherrschaft ihre Glückwünsche und kleine Festgeschenke darzubringen, denen die Herzlichkeit, womit sie gegeben wurden, einen Werth verlieh. Alle diese Gratulanten wurden angehört, reichlich beschenkt und bewirthet; es waren an diesem Tage oft gegen hundert Arme in dem Landhause zu Gast. Wer mit dem häuslichen Leben dieser edlen Familie vertraut war, sprach mit der größten Achtung und Verehrung von demselben und hob besonders die wahrhaft kindliche Liebe und zarte Aufmerksamkeit hervor, womit der Gutsherr und seine Gemahlin einen Herrn behandelten, der ein angehender Sechziger seyn mochte, lange Jahre in österreichischen Diensten gestanden und als Oberst seinen Abschied genommen hatte, um in dem Familienkreise jener Eheleute zu leben, die er seine „Kinder" nannte, obgleich weder der Gutsbesitzer noch seine Gemahlin durch irgend ein verwandtschaftliches Band an den alten Krieger gefesselt waren, den sie „Vater" nannten und mit einer Liebe behandelten, wie sie kaum bei Kindern gegen ihre Eltern größer seyn kann. — Zur Herbstzeit war das freundliche Landhaus durch die vielen Besucher belebt, welche mit seinem Besitzer bekannt waren, oder die jenen Obersten begrüßen wollten, der trotz seiner stillen Zurückgezogenheit noch bei vielen seiner ehemaligen Waffen-

brüder im besten Andenken fortlebte. Man sah dann kaiserliche Offiziere aller Waffen in jener freundlichen Einsamkeit vereinigt; theils alte Haudegen, welche eine ganze Reihe von Feldzügen mitgemacht hatten, tapfere Soldaten, reich an Ehren und an Wunden, theils junge Männer, welche noch nicht lange dem schwarzgelben Banner folgten und die in der friedlichen Ruhe ihres Garnisonslebens nicht ahneten, daß nach Ablauf von zwanzig Jahren die öffentlichen Blätter den Ruhm ihrer kühnen Thaten verkünden oder ihren Tod melden würden, womit sie die Treue gegen den Kaiser auf den Ebenen des Po oder der Theiß besiegeln sollten. Diese frohen Zusammenkünfte erhielten einen besonderen Reiz durch die edle Gastfreundschaft, womit der Besitzer des Landgutes und seine Gemahlin den sie Besuchenden entgegenkamen, und durch die Liebenswürdigkeit jenes Obersten, der seinen Waffenbrüdern zuweilen von seinen mannigfachen Lebensschicksalen und Erlebnissen erzählte, und sich dann glücklich pries, nach einem bewegten Leben ein stilles Plätzchen der Ruhe gefunden zu haben, die ihm durch die Sorgfalt versüßt wurde, welche ihm die Tochter des einzigen Weibes erwies, das er im Leben geliebt hatte, das für ihn das Vorbild weiblicher Tugend gewesen war. Eine besondere Freude herrschte in dem glücklichen Kreise, wenn ein junger Artillerieoffizier erschien, der vor vierzehn Jahren noch Schlosserlehrling gewesen war und nachher bei dem Zuge der Kaiserlichen gegen die aufständischen Carbonaris Sardiniens seine Epauletten

verdient hatte. Es war Christian Wolfmaier, der seinen Schwager besuchte, der mit Clemens von Maierhof und seiner edlen Gemahlin den Obersten Heinrich Truchseß von Wetzhausen als zweiten Vater, als Gründer seines und jenes edlen Paares Lebensglückes betrachtete und verehrte.

Pfaff, C.

Wildmeisters Röschen Eine Novelle

Augsburg 1852